



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Wenn Ihr Ärzte nicht achtet
die Fingerzeige Gottes.“

Medizin und Theologie bei Jeremias Gotthelf

Verfasserin

Eva Gutknecht

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Januar 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Deutsche Philologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Irmgard Egger

Meinem Vater gewidmet.

DANK

Bei vielen möchte ich mich für ihre Unterstützung bei der Entstehung dieser Arbeit bedanken:

Bei Irmgard Egger für ihre geduldige und anregende Betreuung, bei Barbara Haberl und meinen KollegInnen an der Akademie für den gewährten Freiraum, meiner Familie in der Schweiz für ihr Interesse, im besonderen meiner Zwillingsschwester Sina für ihre Korrekturen, bei Patricia Herzberger für ihre Hilfe und Zuversicht, bei Traude Ebermann für ihren Beistand, bei Elisabeth Doppler, Lottelis Moser und Irene Doppler für ihren langjährigen Zuspruch.

Besonders danke ich meinem Franz für seine Begleitung und Liebe.

Inhalt

VORBEMERKUNG.....	7
1. DER KÖRPER.....	11
1.1 Krankheit und Prävention im Text.....	13
1.1.1 „Aber es waren doch die echten Blattern“ – Darstellung der Pockenerkrankung und deren Behandlung	14
1.1.2 Pockenimpfung im Text.....	22
1.2 Die Ärzte im Text.....	29
1.2.1 „Der Diener der Natur“	29
1.2.2 Laxieren und Purgieren.....	38
1.2.3 Die Naturwissenschaft als Evangelium.....	43
2. DIE SEELE.....	48
2.1 Der Theologe Jeremias Gotthelf – Albert Bitzius.....	50
2.2 Der Dorfpfarrer.....	56
2.4 Der Vikar.....	58
3. KÖRPER UND SEELE.....	65
3.1 „Daß die Angst der Seele nicht in die Leiden des Körpers hineinwächst“ – Anthropologie und philosophische Medizin im Text	65
3.2 Der ideale Arzt – das Kaminfeuergespräch.....	75
Literaturverzeichnis.....	82
Primärliteratur.....	82
Sekundärliteratur.....	82
Anhang.....	93
Abstract.....	93
Lebenslauf.....	95

Siglen

ABJ I Jeremias Gotthelf: Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Erster Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1997.

ABJ II Jeremias Gotthelf: Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Zweiter Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1993.

Vorbemerkung

Immer lebendiger drängt sich
als Ergebnis aller Forschung
das Bewußtsein auf,
daß durch das Sichtbare
ein geheimes Unsichtbares sich ziehe.

(Jeremias Gotthelf *Anne Bäbi Jowäger*)

In diesem Zitat reflektiert die Figur eines Pfarrers über die Wissenschaften der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Geistliche bringt darin seine Skepsis zum Ausdruck, dass die sich entwickelnden Naturwissenschaften auf ihrem ausschließlich rationalen Weg zu wahrer Erkenntnis gelangen können. Zugleich berührt er mit seinen Überlegungen die anthropologische Frage nach dem Zusammenhang von Körper und Seele.

Die vorliegende Arbeit macht sich die Verschränkung der Diskurse der Medizin und Theologie im Werk des Schweizer Pfarrers und Autors Jeremias Gotthelf zum Thema. Diese werden mit dem Verfahren des Close reading in einem sowohl hintergrundbezogenen als auch textimmanenten Ansatz untersucht, es wird dabei vom Diskursbegriff von Michel Foucault ausgegangen. Der 1843 und im darauffolgenden Jahr erschienene zweibändige Roman *Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht* dient als primäre Textgrundlage. Ursprünglich wurde dieses Werk als kurze Aufklärungsschrift gegen das in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts weit verbreitete Kurpfuscherwesen im Kanton Bern geplant. Entstanden ist schließlich ein großer Roman, der den Stellenwert der Religion und die Auswirkungen der Fortschritte in Medizin und Naturwissenschaften auf die Menschen in einer Zeit umfassender politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Umbrüche diskutiert. Gotthelf bildet die theologischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Diskurse der Zeit ab und kontrastiert sie mit den Anschauungen der bäuerlichen Bevölkerung, in deren Umfeld der Roman angesiedelt ist.

Die Arbeit ist in drei Blöcke gegliedert. Der erste befasst sich mit Gotthelfs Darstellung der Krankheiten und der Ärzte, der zweite beleuchtet den

theologischen Hintergrund und die Geistlichen im Text. Basierend auf der zeitgenössischen Anthropologie mit ihrem Leib-Seele-Diskurs wird im dritten Block Gotthelfs Sicht der Verbindung von Körper und Seele gezeigt.

Warum die ländliche Bevölkerung in großem Ausmaß die Nichtärztlichen Heiler den wissenschaftlich ausgebildeten Ärzten vorzieht, ist die zentrale Fragestellung Gotthelfs im Roman. Im 19. Jahrhundert erfolgt der Aufbruch der Medizin in die Moderne. Die ärztliche Ausbildung wird akademisiert, die im ländlichen Raum üblichen Handwerkschirurgen und Wundärzte werden durch die universitär ausgebildeten Ärzte verdrängt. Es erfolgt eine Medikalisierung der Bevölkerung durch staatliche Interventionen und die Professionalisierung des Ärztestandes. Die altüberlieferte Humoralpathologie und die Volksmedizin beginnen, ihre Bedeutung einzubüßen. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wird das naturwissenschaftliche Denken in der Medizin alleinbestimmend. Vor diesem realen Hintergrund einer Übergangszeit mit divergenten Medizindiskursen siedelt Jeremias Gotthelf seinen *Anne Bäbi Jowäger*-Roman an. Mit dem Ereignis einer Pockenerkrankung findet die Medizin Zugang zur traditionellen, bäuerlichen Familie Jowäger. Am Beispiel der Pockenbehandlung und der Pockenimpfung wird der Konflikt einer vormodernen Gesundheits- und Krankheitsauffassung der ländlichen Bevölkerung mit den sich etablierenden wissenschaftlichen Medizinkonzepten dargestellt. Signifikanterweise wird im Roman das Thema Pockenimpfung mit dem Dorfpfarrer und nicht mit einem Arzt besprochen. Im Roman wird Praktizieren der wissenschaftlichen Ärzte und Nichtärztlichen Heiler anschaulich beschrieben. Gotthelf bezieht dabei nicht eindeutig Position, er erkennt aber in der Beliebtheit der Kurpfuscher religiöse Gründe. In Szenen scheiternder Kommunikation zwischen Ärzten und medizinischen Laien wird die Unvereinbarkeit ihrer Sprachen auf der Schwelle zwischen Vormoderne und Moderne dargestellt. Zwei Ärzte spielen im Roman eine besondere Rolle. Gotthelf stellt an ihnen zwei verschiedene Generationen von wissenschaftlichen Ärzten dar. Der jüngere ist ein moderner, auf der Höhe der Zeit ausgebildeter Arzt, er vertritt den professionellen Diskurs der Medizin der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Der ältere ist ein Arzt der Aufklärung, er wird als Dogmatiker dargestellt, der sein wissenschaftliches System absolut setzt, in der Diktion des

Geistlichen „zu seinem Evangelium macht“. Beide Ärzte verlangen die strikte Trennung von Medizin und Theologie, sie beziehen nicht den Segen Gottes in ihr Tun ein, sondern fühlen sich alleinverantwortlich für das Gelingen ihrer Heilkunst. Diese Haltung unterscheidet sie von ihren ländlichen Patienten und den Nichtärztlichen Heilern, die von einem „Gnadenzusammenhang“ zwischen Wissen und Können ausgehen. In dieser Übereinstimmung erkennt Gotthelf einen der Gründe für den Erfolg der nichtakademischen Heiler. Einen weiteren, noch gewichtigeren Grund sieht Gotthelf darin, dass die Kranken vom Heiler erwarten, dass er ein Mittler zwischen ihnen und Gott sei. Die beiden streng wissenschaftlich ausgerichteten Ärzte sind dazu nicht in der Lage. Die große Verantwortung, die sie als Ärzte allein auf sich nehmen, da sie einen göttlichen Beistand in der Heilkunst ablehnen, führt bei beiden schließlich zur Verzweiflung über ihren Beruf und zu einem frühen Tod. Gotthelf legt in die Darstellung dieser Arztfiguren eine deutliche Wissenschaftskritik. Im Glauben der akademischen Ärzte an die rationalen Naturwissenschaften sieht er nicht weniger einen Aberglauben als bei den Nichtärztlichen Heilern, die irrationale und magische Elemente in ihre Behandlungen einbeziehen. Das Nachdenken über die Zusammenhänge zwischen Medizin und Kurpfuscherei führt Gotthelf zum Nachdenken über die Zusammenhänge zwischen Vernunft und Glauben.

Im Roman genauso bedeutsam wie die medizinischen Quacksalber ist das Vorkommen eines geistlichen Kurpfuschers. Die Figur des Vikars, der als Vertreter der modernsten theologischen Strömung, der Erweckungsbewegung, gezeichnet wird, ist ein geistlicher Pfuscher. Mit seinem neupietistischen Bekehrungseifer treibt er die Titelfigur zu zwei Selbstmordversuchen. Im Protestantismus erfolgte vor dem Hintergrund der Romantik und als Reaktion auf die rationale Theologie der Aufklärungszeit die Hinwendung zu mystischeren Strömungen wie der Erweckungsbewegung. Im Gegensatz zum Vikar, für den die Rechtgläubigkeit per se entscheidend ist, ist für den Dorfpfarrer die Übereinstimmung von Frömmigkeit und Tat zentral. Wie schon bei den wissenschaftlichen Ärzten kritisiert Gotthelf durch die Figur des Vikars die unbedingte Bezogenheit auf ein festes System, das den Menschen nicht einbezieht.

Mit der leib-seelischen Einheit befassen sich im Rahmen der Anthropologie die philosophischen Ärzte. Dieser Leib-Seele-Diskurs findet auch im *Anne Bäbi-Jowäger*-Roman seinen Niederschlag. Die gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele ist eine Konstante des Textes. Dies drückt sich in der Darstellung der körperlichen und psychischen Krankheiten und deren Behandlung aus. So wird die an einer Psychose erkrankte Figur Anne Bäbi im deutlich gezeigten Wissen um die enge Verschränktheit von körperlichen und seelischen Vorgängen sowohl vom Arzt als auch vom Pfarrer gewissermaßen interdisziplinär, und erfolgreich, behandelt.

Durch die *Reformationsgeschichte* seines Freundes und Theologieprofessors Karl Friedrich Hagenbach erkennt Gotthelf, dass es religiöse Gründe sind, die die bäuerliche Bevölkerung zu den nichtakademischen Heilern führen. Auslöser dazu sind die ungläubigen und „frivolen“ wissenschaftlichen Ärzte selber. Durch Hagenbach werden Gotthelf Wechselwirkungen des Verhältnisses von Glauben, Aberglauben und Wissenschaft aufgezeigt. Die Hinwendung zu Magie, Mystik und Aberglauben versteht Gotthelf als psychischen Prozess und als Reaktion auf einen dogmatischen Rationalismus in der Kirche. Die Ausgewogenheit von Verstand und Gefühl präsentiert er als essentiell sowohl für die Naturwissenschaften als auch für die Theologie und die religiöse Praxis.

Im Kaminfeuergespräch, das im letzten Kapitel dieser Arbeit behandelt wird, diskutieren der alte Pfarrer und der junge Arzt das Verhältnis von Geist und Körper, seelischer und körperlicher Krankheit, Pfarrer und Mediziner, Religion und Wissenschaft. Der Pfarrer setzt dabei ein an die romantische Naturphilosophie angelehntes Naturverständnis gegen die rationalistische Wissenschaft. Er richtet einen Appell an den Arzt, die „Fingerzeige Gottes“ zu beachten und die Trennung von Verstand und Gefühl, Medizin und Theologie zu überwinden.

1. DER KÖRPER

Der säkulare gesellschaftliche Wandel, der sich in Europa seit der Frühen Neuzeit vollzieht, macht mit seinen Ausprägungen Modernisierung, Industrialisierung und Urbanisierung auch vor der ländlichen Schweiz nicht halt¹. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Zeit, in der unsere primäre Textgrundlage, Jeremias Gotthelfs Roman *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*² geschrieben wurde und angesiedelt ist, ist ein äußerst bewegter Zeitabschnitt. Die Ideen der Französischen Revolution wurden auch in der Schweiz aufgenommen, 1798 besetzten Napoleonische Truppen das Land, als Folge löst die Helvetische Republik mit einem von Frankreich oktroyierten Grundgesetz die alte Eidgenossenschaft ab. Das *Ancien Régime*, die alte Ständegesellschaft, fällt zusammen. Über die wechselvollen Phasen *Mediation*, ab 1803, *Restauration*, ab 1813 und *Regeneration*, ab 1830/31, wird 1848 mit der Eidgenossenschaft (*Confoederatio Helvetica*) der heute noch bestehende Bundesstaat mit föderalistischer Demokratie gegründet. Medizinhistorisch gesehen waren bis um die Wende zum 19. Jahrhundert im ländlichen Raum – neben Hebammen – in erster Linie sogenannte Wundärzte, Wundchirurgen, Handwerkschirurgen oder Scherer als Heilpersonen tätig. Sie erhielten ihre Ausbildung, die zünftig organisiert war, über eine Lehre mit anschließender mehrjähriger Wanderzeit. Die innere Medizin, die den akademisch ausgebildeten

¹ Vgl. grundlegend zur Schweizer Geschichte von 1798 bis 1848: *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer*. Bd. II. Entstanden unter der wissenschaftlichen Betreuung des „Comité pour une Nouvelle Histoire de la Suisse“. Red. d. dt. Ausgabe v. Beatrix Mesmer. Basel, Frankfurt/Main 1983, S. 158-287 und Thomas Maissen: *Geschichte der Schweiz*. Baden 2010, S. 155-204.

² Die Werke Gotthelfs sind in der Gesamtausgabe zugänglich: Jeremias Gotthelf: *Sämtliche Werke* in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden, in Verbindung mit der Familie Bitzios hrsg. v. Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Jucker. Erlenbach/Zürich 1911-1977. Für die vorliegende Arbeit wurden die Einzelbände folgender Ausgabe herangezogen: Jeremias Gotthelf: *Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*. Erster Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1997 und Jeremias Gotthelf: *Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*. Zweiter Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1993. Im folgenden werden Zitate des Primärtextes angegeben mit ABJ I (Erster Teil) und ABJ II.

Am Institut für Germanistik der Universität Bern wird seit 2004 eine Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs besorgt. Der Umfang ist auf 67 Bände ausgelegt, Herausgeberin und Herausgeber Barbara Mahlmann-Bauer und Christoph Zimmermann sehen eine Projektdauer von 30 Jahren vor. Am 30. Oktober 2012 sind die ersten acht Bände erschienen (vgl. http://www.gotthelf.unibe.ch/content/index_ger.html, 11.12.2012).

Ärzten vorbehalten war, wurde nahezu ausschließlich in der Stadt praktiziert. Dies beginnt sich nun zu ändern, auch im ländlichen Raum setzt eine Medikalisierung ein. Es wird ein verordnetes offizielles Körper- und Gesundheitswissen implementiert, die bis dahin übliche Selbstmedikation und überlieferte Volksmedizin werden zurückgedrängt, die Menschen werden an das staatliche Gesundheitswesen angeschlossen.³ Nach 1803, in der Zeit der Mediation, ordneten die meisten Kantone der Schweiz ihr Gesundheitswesen, sie erließen Gesetze und setzten, teilweise aufbauend auf Vorgängergremien, oberste Medizinalbehörden ein. Deren Aufgabengebiete waren die Zulassung des Heilpersonals und Aufsicht über das Spitalswesen sowie die Durchsetzung von sanitären und hygienischen Standards, wie z.B. Impfungen. Kantonale Staatsexamen werden als Zulassungsprüfungen zur medizinischen Praxis eingeführt, damit wird die ärztliche Berufspraxis aus der zünftischen Ordnung herausgelöst und die medizinische Ausbildung mit Ende des 18. Jahrhunderts ausschließlich an die Medizinschulen und anschließend, in Bern mit der Universitätsgründung 1834, an die medizinischen Fakultäten der Universitäten übertragen. Die Medizin wird akademisiert und der Staat beginnt eine aktive Rolle bei der Durchsetzung der zunehmend auf wissenschaftlichen Grundlagen basierenden Schulmedizin einzunehmen. Er wird damit erfolgreich sein, im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die flächendeckende medizinische Versorgung durch universitär ausgebildete Ärzte auch auf dem Land Wirklichkeit werden.⁴

Eine Form, die Bevölkerung mit dem Diskurs der wissenschaftlichen Medizin vertraut zu machen, hat die Sanitätskommission des Kantons Bern gewählt. Sie wurde als Folge eines Beschlusses des Regierungsrates im Januar 1842 beauftragt „zu untersuchen [...] ob es nicht zweckmässig sein möchte, in einer populären Schrift das Volk auf die medizinischen Pfuscher im Kanton aufmerksam zu machen und vor den Gefahren, die ihm von daher drohen, mit Nachdruck zu

³ Vgl. grundlegend zur Geschichte der Arztausbildung im Kanton Zürich: Sebastian Brändli: *Die Retter der leidenden Menschheit. Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700-1850)*. Zürich 1990. Die Erkenntnisse Brändlis lassen sich weitgehend auf den uns hier interessierenden Kanton Bern übertragen. Zum Begriff „Medikalisierung“ vgl. besonders S. 34-35.

⁴ Vgl. *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag Gesundheitswesen, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16593.php>, letzter Aufruf am 06.12.2012.

warnen“⁵. Die Sanitätskommission betraut mit dieser Aufgabe den bereits als Schriftsteller und Herausgeber des Neuen Berner Kalenders in Erscheinung getretenen Pfarrer Jeremias Gotthelf. Wie wir wissen, wird aus der geplanten kurzen Schrift oder einem Kalendereintrag schließlich der zweibändige Roman *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*. Um das Thema realitätsgetreu und anschaulich darstellen zu können fordert die Behörde auf Gotthelfs Bitte hin die Ärzte des Kantons Bern auf, Mitteilungen über „auffallende Erscheinungen auf dem Gebiete der medizinischen Pfuscherei“, die geeignet sind „dem Volke in dieser Beziehung über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen“⁶ zu schicken, die zusammen mit einschlägigen Aktenauszügen an den Autor weitergeleitet werden. Gleichzeitig ersucht Gotthelf auch seinen Freund Eduard Fueter, Professor für Pathologie und Therapie an der Universität Bern, um „lebendige Mitteilungen der Ärzte, Schilderungen der Persönlichkeiten der Quacksalber, namentlich um Bern herum“⁷. Jeremias Gotthelf will die Nichtärztlichen Heiler und deren Praktiken so realistisch wie möglich darstellen. Er merkt jedoch rasch, dass das Thema bei weitem zu umfassend für eine Broschüre ist und über eine lediglich medizinische Aspekte ansprechende Diskussion weit hinausragen wird. An Fueter schreibt er „[i]ch habe über die Quacksalberei nachgedacht und gefunden, dass der Hang des Volkes zu derselben einen ehrenwerten, tiefen religiösen Grund hat, teils bewusst, teils unbewusst“⁸. Gotthelf wird den Stoff in einem viel weiteren Kontext als ursprünglich geplant gestalten.

1.1 Krankheit und Prävention im Text

Bis ins 19. Jahrhundert blieben sowohl die Volksmedizin als auch die akademische Heilkunde der Humoralpathologie verpflichtet, die Säftelehre war das medizinische Paradigma. Es herrschte ein vorwissenschaftliches Verhältnis

⁵ Brief der Sanitätskommission an Jeremias Gotthelf vom 14.04.1842, zitiert nach Carl Müller: *Jeremias Gotthelf und die Ärzte*. Bern ²1963 (Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften Band 17), S. 57.

⁶ Brief der Sanitätskommission an Gotthelf vom 14.04.1842, zitiert nach Carl Müller 1963, S. 59.

⁷ Brief von Eduard Fueter an Gotthelf vom 10.03.1842, zitiert nach Carl Müller 1963, S. 58.

⁸ Zitiert nach Hanns Peter Holl: *Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution und Liberalismus in seinen Romanen*. Tübingen 1985 (Studien zur deutschen Literatur; Bd. 85), S. 94.

zur Medizin vor und breite Bevölkerungsgruppen hatten eine fatalistisch-passive Haltung zu Krankheit und Gesundheit. Mit dem 19. Jahrhundert beginnt sich dies zu ändern, die Medizin wird auf naturwissenschaftliche und experimentelle Grundlagen gestellt. Die ärztliche Ausbildung wird akademisiert und ist bald nur mehr über ein Universitätsstudium möglich. Die wissenschaftliche Medizin beginnt, die Deutungsmacht über Gesundheit und Krankheit zu erlangen. Dies bedeutet auch einen Wandel des Verhältnisses zwischen den gesundheitskundigen und gesundheitssuchenden Personen hin zu einer neuen Dominanz der Ärzte. In der vormodernen Auffassung kam das gesundheitliche Heil von Gott und erst in zweiter Linie von den heilkundigen Personen.⁹ Die naturwissenschaftliche Medizin machte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allerdings eher Fortschritte in der Klassifikation und Diagnostik von Krankheiten. Der durch die neuen wissenschaftlichen Methoden erzielte pathophysiologische Wissenszuwachs findet zunächst noch wenig Niederschlag in der Behandlung von Krankheiten.¹⁰

Wie sich an seinem Roman *Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht* besonders gut zeigen lässt, beschreibt Jeremias Gotthelf den Konflikt einer vormodernen Gesundheits- bzw. Krankheitsauffassung der bäuerlichen Bevölkerung mit den sich etablierenden wissenschaftlichen Medizinkonzepten. Dies wird beispielsweise in der Darstellung der Krankheiten deutlich.

1.1.1 „Aber es waren doch die echten Blattern“ - Darstellung der Pockenerkrankung und deren Behandlung

Bereits im dritten Kapitel des 24 Kapitel umfassenden ersten Bandes von *Anne Bäbi Jowäger* rückt eine Krankheit ins Zentrum des Geschehens. Jeremias Gotthelf beschreibt, wie die jüngste Hauptfigur, Jakobli Jowäger, an Pocken erkrankt. Wie er im vollständigen Buchtitel ankündigt, ist es die Absicht des

⁹ Vgl. dazu *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag Gesundheitswesen, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16593.php> zuletzt abgerufen am 03.12.2012.

¹⁰ Es wurde vom „therapeutischen Nihilismus“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesprochen, vgl. dazu u.a. Erwin Heinz Ackerknecht: *Geschichte der Medizin*. 4. durchgesehene Auflage von „Kurze Geschichte der Medizin“. Stuttgart 1979, S. 135.

Autors, das „Haushalten“ und das „Doktern“ darzustellen. In den ersten beiden Kapiteln wird der erste Teil des Vorhabens mit einer Exposition der Hauptpersonen begonnen. Die bäuerliche Arbeits- und Hausgemeinschaft Jowäger wird vorgestellt, sie besteht aus der Familie Anne Bäbi und Hansli und ihrem Sohn Jakobli sowie der Magd Mädi und dem Knecht Sami. Die Überschrift des ersten Kapitels lautet „Anne Bäbi marschert auf samt seiner ganzen Haushaltung“. Die Familie wohnt im Ort Gutmütigen „in einer fruchtbaren Gegend im Bernerlande“ (ABJ I, 8), führt ihren Bauernhof auf althergebrachte Weise und ist durch Bescheidenheit wohlhabend geworden. Sie hält am Althergebrachten fest, Hansli verwahrt beispielsweise das Geld im Vorratsspeicher und „tut“ es nicht in eine der in der Zeit aufkommenden Sparkassen „an Zins“, er vertraut sein Geld „lieber Gott an als den Menschen“ (ABJ I, 9). Gotthelf beschreibt die Lebensumstände, das Haushalten seiner Figuren genau. Der spätgeborene Sohn Jakobli wird am Ende des zweiten Kapitels konfirmiert, damit gilt er mit 16 Jahren als erwachsen. Den Ausbruch seiner Pockenkrankheit bettet der Autor in die für die ganze Familie schwierige Übergangszeit des Erwachsenwerdens des einzigen Kindes ein. Besonders seiner egozentrischen Mutter machen diese Veränderungen zu schaffen. In der Darstellung, wie sie ihren Sohn mit allen Mitteln davon abhalten will, flügge zu werden, charakterisiert Gotthelf sie bereits als Figur, die es zwar mit ihrer Familie gut meint, aber dies „uf sy Gattig“ [auf ihre Art] (ABJ I, 7) tut. Dies wird für den Fortgang der Handlung bestimmend sein. Der Sohn beginnt, nach dem obligaten sonntäglichen Gottesdienstbesuch länger auszubleiben und sich mit seinen Altersgenossen zu treffen, manchmal geht er auch ins Wirthaus. Seine Mutter versucht ihn mit allen Mitteln davon abzuhalten, versteckt seine Kleidung oder verabredet sich mit ihm für den Sonntagnachmittag. Sie spioniert ihrem Sohn im Dorf nach, zählt am Abend sein Geld und verlangt Rechenschaft über die Ausgaben. Dem Vater fällt dieser mütterliche Anspruch auf Kontrolle auf, er missbilligt ihn, setzt sich aber nicht durch, diese passive Haltung gegenüber seiner Frau charakterisiert die Figur Hansli. Dieses Geschehen zieht sich ein ganzes Jahr hin, bis an einem Sonntag nach Ostern Anne Bäbi ihren Sohn drängt, mit ihr das Flachsfeld zu besuchen. An diesem Tag bricht die Pockenerkrankung aus. Beim

Ausflug mit der Mutter fühlt sich Jakobli zunehmend krank, er fängt an zu frieren, zu Hause angekommen, ist er kreideweiß und zittert „wie Espenlaub“ (ABJ I, 30), was erst dem Vater auffällt, die Mutter hat es nicht bemerkt. Nachdem der Vater das Vieh besorgt hat, sieht er nach seinem Sohn

der lag schon im Bette und schlotterte, daß es ihm die Zähne zusammenschlug und die Bettstatt sich bewegte. Wie ein weiß gewaschenes Tuch lag er da und konnte dem Vater nicht einmal sagen, wie es ihm gehe, so jagte es ihm den Mund auf und zu. (ABJ I, 30)

Jeremias Gotthelf beschreibt im folgenden medizinisch sehr genau den Ausbruch und Verlauf einer Pockenerkrankung. Er hat sich dazu von seinem Freund, dem Medizinprofessor Eduard Fueter beraten lassen. Dass die jüngste der Figuren, der 16-jährige Jakobli erkrankt, ist realistisch, überwiegend Kinder und Jugendliche waren gefährdet, mit dem Pockenvirus infiziert zu werden und daran zu sterben.¹¹ Eduard Fueter zeigt sich denn auch mit der Beschreibung zufrieden „[d]ein Blatternbild ist im ganzen vortrefflich“¹².

Aber Jakobli konnte sich nicht aufrecht erhalten; mit seinen fliegenden Händen konnte er das Blättlein [die Trinkschale] nicht zum Munde bringen. Hansli sollte helfen, konnte das Schlottern und Schütteln auch nicht verwehren. [...] Endlich ging die erste Stör vorbei, und es kamen Hitze und Glut und Jakoblis Gesicht ward wie ein heißer Ziegelstein, und er sagt, er liege wie im Feuer. [...] Es war eine üble Nacht. Schauer wechselten mit des Feuers Glut; ein heftiges Kreuzweh stellt sich ein, Kopfwieh schien Jakobli des Kopfes Deckel oben absprengen zu wollen, und dann wird ihm wieder als ob sein Gesicht in einem Ameisenhaufen stecken täte und der übrige Leib in Nesseln. (ABJ I, 30/31)

Die ganze Hausgemeinschaft gerät durch die Krankheit durcheinander, alle sind aufgereggt, beten und weinen. Bis aufs Zudecken des Kranken und Verabreichen von Melissentee wird aber nichts weiter unternommen. Alle fühlen sich dem Krankheitsgeschehen ausgeliefert, medizinische Hilfe anzufordern wird nicht erwogen. Anne Bäbi, dem am Morgen nach Ausbruch der Krankheit auffällt, dass die Haut von Jakobli „wunderlich geflecket“ aussieht, leidet eine „Seelenangst“ (ABJ I, 31). Da der Schüttelfrost aber vorbei ist, hoffen Mutter und die Magd Mädi, dass es dem Erkrankten mit brav Trinken bald wieder bessern werde.

¹¹ Vgl. dazu *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag Pocken, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7981.php>, zuletzt aufgerufen am 11.12.2012.

¹² Brief von Eduard Fueter an Gotthelf im Mai 1842, zitiert nach Carl Müller 1963, S. 65.

Aber die Glut ließ nicht nach; die Ameisen stachen immer schmerzlicher, die Nesseln brannten immer glühender; es saß doch etwas Seltsames auf oder unter der Haut. Diese wurde grübelet [rauh]; es traten kleine Erhöhungen deutlicher auf, dieselben gestalteten sich zu Bläschen, und die Bläschen wurden rigeldick [sehr dicht] und wuchsen immer deutlicher und größer und Anne Bäbi sagte immer: „Herr Jeses, Herr Jeses!“ und Hansli sagte, er wisse nicht, was das geben solle; und wenn man Mädi fragte, so sagte es, es wisse nicht, was es sagen solle; bald dueche [dünkt] es ihns, es sygs [sei es], und bald, es sygs wieder nicht, und da wolle es lieber nichts sagen. Und während so niemand was sagen wollte einen lieben langen Tag lang und eine lange Nacht hindurch, kam eine Nachbäurin und sagte, sie müsse einmal kommen und sehen, was es gebe. Sie habe von ihrer Hausfrau gehört, Jakobli sei so übel, er werde kaum davonkommen. (ABJ I, 31)

Es steht bereits im Raum, dass es sich bei der „Stör“ um Pocken handeln könnte, aber man will „lieber nichts sagen“. Wie Gotthelf es zeigt, sind die entsprechenden Krankheitssymptome offenbar bekannt. Die Familie, die nicht wissen will und es doch schon genau weiß, hofft noch einen „lieben langen Tag und eine lange Nacht hindurch“, dass es sich nicht um das Gefürchtete handeln möge und will die Pockenkrankheit nicht wahrhaben. Eine Außenstehende, eine Nachbarin, spricht es schließlich aus:

Sobald sie ihn sah, schrie sie: “Herr Jeses, Herr Jeses, das sind ja die rechten Blattern oder dKindsblattern, wie man ihnen allbets gesagt hat!“ (ABJ I, 32)

Man hofft jedoch noch, dass es sich nicht um die echten Blattern handeln möge. Die Hoffnung wird auch damit begründet, dass sich die Familie vor Gott doch immer wohl verhalten hätte und er sie ja nicht ungerechterweise mit einer Krankheit strafen würde. Hier findet eine Verknüpfung von Krankheit mit Strafe Gottes statt. Die Ursache einer Krankheit wird religiös begründet, theologische Diskurse treffen auf medizinische.

„[...] Aber Herr Jeses, die rechten Blattere werden es nicht sein; ich wüßte nicht, womit wir das verdient hätten. Ja, wir sind auch arme Sünder, aber öppe öppis [etwa etwas] Schlechts, gäb wie liecht, haben wir doch nicht gemacht“ [...] „Aber die rechten Blattern werden es nicht sein. Nein, es sind sie nicht; ich wüßte nicht, warum uns Gott die schicken sollte, uns vor allen anderen Leuten [...] sövli ungerecht wird doch nadisch üse Herrgott nit worde sy [so ungerecht wird doch wohl unser Herrgott nicht geworden sein].“ (ABJ I, 33)

Der weitere Verlauf der Krankheit lässt nun aber keine Zweifel mehr zu. Es sind die Pocken.

Aber es waren doch die rechten Blattern, und zwar brachen sie hervor mit gar fürchterlicher Macht. Glücklicherweise schlugen sie nicht innerlich, da wäre Jakobli bald des Todes gewesen; aber Jakoblis gut genährte, mastige Natur bot

der Krankheit gewaltige Nahrung, und bald war der ganze Leib nur eine Blatter und das ganze Gesicht nur eine Eiterbeule; selbst in den Augen drangen sie hervor, und die Augen verwuchsen, und kein Licht drang in dieselben, kein Blick drang mehr aus den Augen zu Vater oder Mutter; ja man wußte kaum, wo die Augen gewesen waren.“ (ABJ I, 33)

Bemerkenswert ist, dass die Diagnose zunächst ohne Arzt gestellt wird. Die vielen Leute, die Jakobli besuchen oder vielmehr besichtigen kommen, der Krankenbesuch ist in Anbetracht der geäußerten Kommentare offensichtlich mehr der Neugierde geschuldet als der Anteilnahme, stellen immer wieder die Frage, warum nicht geimpft worden sei.

„Warum ließt ihr ihn nicht impfen? Aber jetzt ist nichts anders zu machen, da muß gestorben sein, und wenn einer selig sterben kann, so geht es ihm nicht übel, und es ist immer jemand da, wo die Sache nimmt, wo er geerbt hätte.“ (ABJ I, 34)

Die Besucher, die in erster Linie aus dem Dorf der Jowägers stammen mögen, rechnen bereits mit dem Tod des Kranken und meinen, das wäre nicht das schlechteste für ihn. Sein Platz auf Erden und sein Erbe könnten schließlich leicht von jemand anderem eingenommen werden. Im traditionellen bäuerlichen Diskurs wird in Kontinuitäten gedacht, die über das Individuum hinausgehen, eine einzelne Person erscheint weniger bedeutsam. Allerdings trifft jeder dieser „Trostsprüche“ die Mutter Anne Bäbi, sie bohrten sich „in die Seele“, „ein jeglicher wie ein apartiger Bohrer“ (ABJ I, 34). Hier bereits zeigt sich, durch die Krankheit ihres Sohnes provoziert, das labile seelische Gleichgewicht der Mutter. Anne Bäbi „fiel in die Zerknirschung, die jeden Atemzug für Sünde hält, und wußte von Kindsbeinen an zu erzählen, mit was allem es sich versündigt hätte. [...] Zu helfen hatte es ganz den Sinn verloren und nur noch Sinn zum Jammern und Klagen“ (ABJ I, 35).

Erst nach Tagen des Leidens wird schließlich ein Arzt zu Jakobli gerufen. Die Motivation dazu ist bezeichnenderweise nicht die Zuversicht, dass er dem Kranken helfen könne, sondern es sind die ständigen Fragen der Besucher, die wissen wollen, welcher Doktor zu Jakobli käme. Der Arzt, zu spät geholt, kann nur mehr diätetische Maßnahmen empfehlen, die von der pflegenden Magd nicht ernst genommen werden. Der diätetische Diskurs, in der Schweiz besonders durch

die populären Publikationen von Samuel Auguste André David Tissot¹³ verbreitet, ist der Magd nicht vertraut.¹⁴ Sie hintertreibt sämtliche seiner Anweisungen. Sie gibt dem Kranken gerade nicht den verordneten Tee, sie lässt gerne besonders viele Menschen ins Krankenzimmer, deckt den Kranken zu sehr zu, lüftet den Raum nicht und erzählt mit großer Genugtuung, wie unwissend der Arzt gewesen sei, da er nicht einmal „ein Tränkli“ (ABJ I, 35) zu verordnen gewusst hätte. Es folgt eine Auflistung von Hausmitteln, beginnend von Butter über Schweineschmalz bis zur Wagensalbe, die auf den Pockenpusteln anzuwenden seien und eine Beschreibung der „Pflege“ Mädis, die alles tut, was dem Rat des Arztes fundamental widerspricht. Mit der Darstellung der Puscherei Mädis kommt Gotthelf wieder seinem Auftrag zur Volksaufklärung nach. Dies tut er auch, wenn er sehr anschaulich das Treiben am Krankenbett von Jakobli nach dem Arztbesuch beschreibt und dem Leser ex negativo vorführt, wie man in einem solchen Fall vorgehen sollte:

Und wenn dann so Rat gehalten worden war, so betete dies und betete jenes, und Anne Bäbi jammerte; und alle Augenblicke machte jemand die Türe auf, und Fliegen surten hinein, und alle Augenblicke machte man den Umhang weg, um den Jakobli zu zeigen, und das scharfe Licht fiel auf das unkenbare Gesicht. Und jeder, der wegging, gab noch seine Meinung ab, wie lange er es wohl noch machen könnte; in der Nacht könnte es wohl eine Änderung geben, meinten die Meisten. Was auch komme, sie sollten es in Gottes Namen annehmen, sagten Andere, und die, welche am meisten Hoffnung hatten, sagten, wenn er den neunten Tag erlebe, so könnte man wieder hoffen, daß er mit dem Leben davonkomme; aber ein Näggis [Schaden] behalte er allweg. (ABJ I, 36)

Die Schilderung findet auch Zustimmung beim das Manuskript begutachtenden Eduard Fueter „[w]as du über die vielen Leute im Krankenzimmer, die Fliegen usw. sagst, ist sehr gut“¹⁵. In der Tat wurden Pockenranke in der Regel nicht gemieden. Im Gegensatz zu anderen epidemischen Infektionskrankheiten fand bei Pocken keine Stigmatisierung der Infizierten statt und die Furcht vor Ansteckung

¹³ Vgl. als Überblick zu Auguste Tissot den entsprechenden Eintrag im *Historischen Lexikon der Schweiz*, <http://www.hls-dhs-dss.ch/index.php>, zuletzt aufgerufen am 12.12.2012.

¹⁴ Vgl. grundlegend zu Diätetik und Volksdiätetik und deren Verbreitung durch populäre Medizinpublikationen: Irmgard Egger. *Diätetik und Askese. Zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen*. München 2001 (zugl.: Wien, Univ., Habil.-Schrift, 2000), S. 96-116, hier besonders S. 96-99.

¹⁵ Zitiert nach Carl Müller 1963, S. 66.

war gering; ein Grund dafür ist, dass die Leute zu Recht davon ausgingen, dass mehrheitlich Kinder erkranken würden.¹⁶

Jakobli überlebt die „Pflege“ Mädis auch über den entscheidenden neunten Tag hinaus.

Jakobli lebte immer noch, lebte über den neunten Tag hinaus. Die Blattern am Leibe fingen an zu dorren, wobei der arme Bub erst in rechte Leiden kam; aber im Gesicht wollte es nicht dorren, es ward wüster, und keinen Stich sah Jakobli. (ABJ I, 37)

Die Krankheit nimmt am Körper den normalen Verlauf, die Pusteln fangen an, auszutrocknen, nur das Gesicht, das besonders eifrig von der Magd behandelt wird, zeigt keine Besserung, die Augen sind so vereitert, dass nicht klar ist, ob der Patient blind werden wird. Dies befürchtet besonders Mutter Anne Bäbi, die allerdings von Mädi getröstet wird, die eifrig mit dem schädlichen Eincremen der vereiterten Haut fortfährt. und auf den Arzt schimpft.

Es [Mädi] wolle Fleiß haben Tag und Nacht mit Salben und Wäschen, und es müßte alles nicht bschüßen [nützen], wenn es nicht gut kommen sollte. (ABJ I, 37)

Bald wird aber allen bewusst, dass es so nicht weitergehen kann und doch wieder Hilfe von außen hinzugezogen werden muss.

Aber das Ding kam nicht gut. Das Gesicht sah immer wüster aus trotz Mädis Fleiß, und Anne Babis Kummer und Angst wurden immer größer, während Hansli ergeben war und meinte, der Herr, der bis hieher geholfen, werde auch weiter helfen, und Mädi von seinem Wagensalb hätte brauchen wollen, so wäre es vielleicht schon gut. (ABJ I, 37/38)

Zu Jakoblis Glück „kam einmal unter den vielen Besuchenden eine vernünftige Base von Anne Bäbi“ (ABJ I, 38). Diese weist auf den Unterschied der schon im gesund zu werden begriffenen Wunden am Körper und denjenigen am Gesicht hin, im Gegensatz zu Anne Bäbi lässt sie sich auch von der Magd Mädi nicht beschwichtigen.

¹⁶ Siehe dazu Erich Siffert: *Die Pocken im Kanton Bern während des 18. und 19. Jahrhunderts*. Bern 1993 (Univ. Bern, Lizentiatsarbeit). Auch zugänglich unter <http://www.-siffert.ch/liz/titel.html>, zuletzt abgerufen am 12.12.2012, Kap. 3.4.

„Mein Gott, mein Gott, wie sieht der arme Bub aus! Das kömmt nicht gut, der wird blind.“ [...] „Aber lueg doch [...] am Leib sind die Blattern trocken, aber das Gesicht ist ja fast wie ein Brei, und wenn ich nicht irre, so eiert das, und wenn ihr nicht dazutut, so eiern dem armen Buben die Augen aus dem Kopf.“ (ABJ I, 38)

Dies beunruhigt nun die Mutter doch, sie glaubt ihrer Verwandten und beschließt, den Arzt wieder zu holen, dieser setzt nun entschieden durch, dass die Mutter die Pflege übernimmt und begleitet den weiteren Verlauf der Krankheit. Jakobli muss sich noch lange in der verdunkelten Stube aufhalten „das Licht der Sonne war ihm wie eine Nadel im Auge“. „Allmählig aber erstarkete er wieder“ (ABJ I, 42). Im Sommer schließlich erlaubt ihm der Arzt, mit einem grünen Schirm vor den Augen „an Licht und Luft zu gehen“ (ABJ I, 42). Er sitzt vor dem Haus und vertreibt sich die Zeit mit dem Füttern von Hühnern und Tauben. Dorfbewohner, die am Haus vorbeigehen, erkennen ihn aufgrund seiner Pockennarben und dem blinden Auge meistens nicht auf den ersten Blick. Gotthelf erspart den Lesern nicht die Reaktion der Vorbeigehenden auf Jakoblis Anblick.

„Herr Jemer, wie siehst du doch aus! Keinem Mensch käme der Sinn daran, daß du der alte Jakobli wärest; man fürchtet sich fast ab dir. Und ists wahr, du seiest halb blind und sehest an einem Auge nichts mehr und am andern nicht viel? Zeig doch! Eh Herr Jemer, Herr Jemer, ich wollte nicht, daß ich ein solches Kind hätte! E Leide [ein Hässlicher] bleibst du dein Leben lang; es wäre dir fast nützer, du wärest gestorben.“ (ABJ I 43)

In diesen Zeilen ist deutlich die seelsorgerische Absicht des Pfarrers Jeremias Gotthelf zu spüren. Er stellt nicht nur als Abschreckung die äußerlich sichtbaren Folgen der Krankheit dar, die wir mit den Augen der Passanten sehen, sondern er prangert auch deren gedankenlose, herzlose und grausamen Bemerkungen an, die überdies ohne Bedenken direkt an den Rekonvaleszenten gerichtet werden. Den Schmerz, den Jakobli empfindet, beschreibt Gotthelf äußerst subtil.

Solches hörte Jakobli des Tages manchmal, und er hörte es mit stiller Ruhe, man sah ihm nicht an, daß solche Reden ihm wehtäten; nur schien es ihn manchmal zu beißen im Gesichte, aber man meinte, das sei noch ein alter Rest, und frug ihn: „Beißt es dich denn noch immer?“ Dann sagte Jakobli: „Nein aparti just nit.“ (ABJ I, 43)

Seine Mutter Anne Bäbi hingegen leidet sehr unter solchen Worten und macht sich große Vorwürfe, dass sie ihren Sohn nicht hat impfen lassen.

1.1.2 Pockenimpfung im Text

„Habt ihr ihm die Kuhblattern, oder wie man ihnen sagt, nicht geben lassen, wo er noch jung gewesen ist?“ (ABJ I, 32)

Diese beiläufig gestellte Frage der Nachbarin müssen Anne Bäbi und Hansli verneinen. Gotthelf insinuiert mit der Art der Fragestellung, dass das Impfen der Kinder als Normalfall zu werten sei und das Verhalten der Eltern Jowäger, die ihren Sohn nicht impfen ließen, das abweichende. Das Kapitel ist didaktisch geschickt aufgebaut, die Szene folgt direkt auf die ausführliche und drastische Beschreibung der Erkrankung. Noch ist nicht ausgesprochen, was die Ursache des üblen Unwohlseins von Jakobli sein könnte, die Antwort auf die Frage der Nachbarin wird entscheiden, ob es die gefürchteten Pocken sein können. Das „Ja, eben nicht“ (ABJ I, 32) von Hansli macht jede Hoffnung auf eine weniger gravierende Erkrankung zunichte. Nun können es nur die Pocken sein. Sofort führt der Vater die für das Unterlassen der Impfung entscheidenden Gründe an.

„dBlattern haben wir ihm vom Doktor nicht geben lassen; es ist nicht der Bruch [Brauch] gewesen in unserem Haus; der Ätti hat es nicht getan und der Großätti nicht und niemere, so wyt me si hingerebsinne cha [und niemand, so weit man sich zurückerinnern kann]. Und do hey mer gmeint [da haben wir gemeint] [...] es werd öppe nit nötig sy; und wenn niemere vo üs dra gstorbe syg, so wüßten wir gar nicht, warum es unserem Kind etwas tun sollte; und es wäre doch auch schrecklich, wenn wir das arme Kind so unnötig plagen würden und so mutwillig wären und es krank machten für nüt [nichts] und wieder nüt, und da hat es sich nie welle schicke, und so ist die Sache underwege bliebe [blieb ungetan].“ (ABJ I, 32)

Hansli erklärt, dass, da in den früheren Generationen der Familie nie jemand geimpft worden und auch niemand je an Pocken erkrankt sei, er eine Impfung nicht für notwendig gehalten hätte. Er und seine Frau hätten dem Kind die Impfprozedur nicht zumuten und es nicht mutwillig krank machen wollen, und schließlich hätte es sich einfach nicht ergeben. Diese Gründe hat der Autor realitätsgetreu nach den ihm vorliegenden Informationen durch die Gesundheitsbehörde aufgelistet. Sein Freund und Begutachter des Buchmanuskripts in ärztlichen Belangen, Eduard Fueter, ist denn auch zufrieden, wie er in einem Brief

vom Mai 1842 schreibt: „Die [...] Einwürfe der Laien gegen die Schutzpocken hast du an mehreren Stellen vortrefflich berührt.“¹⁷.

Nach beinahe überstandener Krankheit, Jakobli hat ein Auge verloren, befindet sich aber auf dem Weg der Besserung und sitzt an einem schönen Sonntagabend vor dem Haus, kommt der Pfarrer „fast wie vom Himmel herab“ (ABJ I, 45). Es wird über manches geplaudert bis Anne Bäbi von ihren Selbstwürfen berichtet, sie müsse immer denken

wenn wir ihm hätten die Blattern geben lassen, so wär es nicht so gegangen, und er wäre noch wie die Andern und hätte noch beide Augen und es Gsicht wie ne Mönsch.“ (ABJ I, 47)

Es ist hochbedeutsam, dass das Motiv Pockenimpfung im Werk nicht mit einem Arzt besprochen wird, sondern mit dem Dorfpfarrer, er wird von Gotthelf als diesbezügliche Autorität installiert. Die Vorurteile gegen die Pockenimpfung zu widerlegen vertraut er ihm an. Anne Bäbi hat das Thema Impfung eingeleitet, was dem Pfarrer Gelegenheit bietet, nach den Gründen zu fragen.

„Aber warum habt ihr ihn eigentlich nicht impfen lassen, es ist doch jetzt fast allgemeiner Brauch?“ Da seufzte Anne Bäbi tief auf, und Hansli sagte: „Apart haben wir nicht viel darüber geredet. [...] ich habe bei mir selbst gedacht, das sei so eine neue Mode, und wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, dass die Kinder Blattern bekommen sollten, so hätte er sie nicht kommen lassen, und dem lieben Gott so seinen Willen z’hingerha [entgegenwirken], das het mir sich neue nit welle schicke [schien mir nicht passend].“ (ABJ I, 47/48)

Hanslis Erklärung zeugt von einem tiefen, wenn auch nach Auffassung des Pfarrers falsch verstandenen Glauben an die Vorsehung Gottes. Hansli wollte Gott nicht ins Handwerk pfuschen, eine Haltung, die als fatalistisch und fortschrittsfeindlich bezeichnet werden kann. Der Pfarrer widerspricht ihm umgehend.

„Aber Hansli“, sagte der Pfarrer, „wenn ihr die Sache so nehmt, so hättet ihr auch denken können, der liebe Gott hätte das Impfen nicht erfinden lassen, wenn er nicht gewollt hätte, dass man damit gegen die Blattern sich wehren könne.“ „Ja Herr Pfarrer, Ihr habt recht! Aber von dem Impfen, oder wie man ihm sagt, weiß man, von wem es kömmt, man kann ihm den Namen geben; aber von den rechten Blattern, da weiß man nicht, woher die kommen; drum kommen die gerade von Gott wie die anderen Krankheiten auch; und was von Gott kömmt, soll man in Geduld annehmen.“ „Alles mit Unterschied, Hansli“ sagte der Pfarrer. „Wenn das Haus über Eurem Kopf angeht, in volle Flammen kommt, sagt Ihr auch, daß es des Herrn Wille sei, daß Ihr darin bleibet?

¹⁷ Zitiert nach Carl Müller 1963, S. 65.

Braucht Ihr nicht Eure Beine, um aus den Flammen Euch zu flüchten?“ „Ja Herr Pfarrer, es ist so; aber die Beine hat mir Gott selbst gegeben, ich habe sie nur gebraucht.“ „Aber so hat der liebe Gott auch den Impfstoff gegeben, das ist eine Krankheit am Kuheuter; und wenn der liebe Gott nicht gewollt hätte, dass man ihn brauche, so hätte er ihn nicht geschaffen.“ „Ja wäger, Herr Pfarrer; aber wenn der liebe Gott das mit ihm gewollt hat, so duecht mich, er hätte ihn schon zu Ättis und Großättis Zeiten sollen brauchen lassen. Jetzt kömmt mir das Impfen doch so vor wie eine neue Mode.“ „Ja Hansli, heißt es nicht: ‚Die Ratschläge Gottes sind unerforschlich, und das Früher oder Später steht in Gottes Hand‘? Oder warum ist der Heiland nicht zu Mosis Zeiten gekommen statt dem Gesetz, und ist auch er nicht zu seiner Zeit eine neue Mode gewesen? Ja, kann man nicht auch sagen, was brauchen wir überhaupt einen Heiland?“ [...] „Ja Herr Pfarrer, jetzt habt ihr mich beschlagen, und ich muß Euch glauben.“ (ABJ I, 48)

Der Pfarrer argumentiert nicht gegen die von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus fragwürdige Krankheitsvorstellung Hanslis, der meint, dass Pocken und alle anderen Krankheiten von Gott kommen würden – im Gegensatz zur Impfung, die ihm „wie eine neue Mode“ vorkommt – und deshalb „in Geduld“ anzunehmen seien. Der Pfarrer wendet sich in seiner Kritik ausschließlich gegen Hanslis fatalistische Geschichtsauffassung „es hat alles auf Erde sein Maß, auch die Geduld und die Eingebung in Gottes Willen“ (ABJ I, 49). Ein in der Zeit moderner, naturwissenschaftlich ausgerichteter Arzt hätte ihm naturgemäß ganz anders geantwortet. Die Kritik des Pfarrers wird nicht, wie es für einen sich als Volksaufklärer verstehenden Autor auch denkbar wäre, naturwissenschaftlich „aufklärerisch“ begründet, sondern mit der christlichen Heilsgeschichte, die als nicht abgeschlossener Prozess zu verstehen sei. Es entspinnt sich zwischen Dorfpfarrer und Bauer eine theologische und nicht etwa eine medizinische Diskussion über das Impfen und Gottes Willen in dieser Frage. Der Pfarrer zusammenfassend:

So ist es mit aller Krankheit, leiblicher und geistiger; da hat uns Gott Heilmittel zur Hand gestellt, leibliche und geistliche, und die sollen wir brauchen, dabei aber nicht vergessen, Gott um Segen und Gnade anzuflehen; denn das Gedeihen steht im Leiblichen und Geistlichen in seiner Hand. (ABJ I, 49)

Der Pfarrer legt Hansli dar, dass Gott die Heilmittel bereitstelle und es der Auftrag an die Menschen sei, diese auch anzuwenden. Unerlässlich bei der Anwendung

sei aber das Erbitten von Gottes Segen und Gnade. Wie Rudolf Käser¹⁸ betont, ist diese Passage grundlegend für Gotthelfs Medizinauffassung: Der Pfarrer legt zwischen Heilmittel und Heilung keine kausale oder rationale Notwendigkeit fest. Das Gelingen der Heilung wird der Gnade Gottes anheimgestellt, sie ist nicht vom Menschen machbar. Der Zusammenhang von medizinischer Behandlung und Heilung ist nach dieser Auffassung nicht zwingend „im Sinne einer naturwissenschaftlich feststellbaren Kausalität“¹⁹.

„Ja, ja, Herr Pfarrer“, sagte Hansli „Jetzt begreife ich es, der liebe Gott hat so immer dWähli [die Wahl], zu machen, was er will, und die Sache la z’graten dä Weg oder diese Weg [die Sache auf diese oder eine andere Weise gelingen zu lassen], und mi gryft ihm nit vor [man greift ihm nicht vor]; selb wär mir zwider gewesen. Und wenn wir mehr das Unglück haben sollte, daß jemand krank würde, so muß gmacht werden, was z’machen ist; ghörst [hörst du], Anne Bäbi!“

Hansli kann mit dieser Erklärung etwas anfangen, der christliche, pfarrerliche Diskurs ist ihm wohlvertraut. Er ist erleichtert, dass Gott nach dieser Auffassung die letzte Entscheidung über das Wirken der von Menschen angewandten Heilmethoden überlassen bleibt. Gott vorzugreifen wäre ihm zuwider.

Gotthelf hat die Absicht, aufzuklären, er war ein engagierter und unbequemer Reformier, z.B. im Schul- oder Armenwesen. Er hat die Absicht, im Roman *Anne Bäbi* und auch im *Neuen Berner Kalender*, dessen Herausgeber er war, gegen Irrtümer in Bezug auf die Pockenimpfung aufzutreten und die Vakzination zu propagieren. Er tut dies aber anders als die medizinischen Reformer es sich vorgestellt haben. Deren Erwartung, dass Gotthelf durch den Roman *Anne Bäbi* die Akzeptanz der modernen, naturwissenschaftlich orientierten Medizin bei der Landbevölkerung befördert, erfüllt Gotthelf nicht.

Im Kanton Bern brach 1831/1832, nur zehn Jahre vor der Niederschrift von *Anne Bäbi* eine größere Pockenepidemie aus. Die Krankheit wurde in dieser Zeit im Kanton meist durch Reisende verbreitet, oft durch heimkehrende Soldaten.²⁰

¹⁸ Vgl. dazu Rudolf Käser: *Arzt, Tod und Text: Grenzen der Medizin im Spiegel deutschsprachiger Literatur*, München: Fink, 1998 (Zugl.: Zürich, Univ.-Habil.-Schrift., 1996/97), S. 96-102. Der Autor setzt bezeichnenderweise hinter den Titel des entsprechenden Unterkapitels ein Fragezeichen: „Literatur im Auftrag der medizinischen Reform?“.

¹⁹ Käser 1998, S. 100.

²⁰ Vgl. grundlegend Siffert 1993, <http://www.siffert.ch/liz/titel.html>, zuletzt abgerufen am 12.12.2012. Hier Kap. 3.2, zum Auftreten der Krankheit im Kanton Bern im 19. Jahrhundert s. Kapitel 5.2-5.3 und 6.

Eine frühere Epidemie, im Jahr 1804, hat im Kanton eine staatliche Regelung des Impfwesens ausgelöst. Es wurden Kreisimpfärzte und Hebammen zur Durchführung eingesetzt (letztere waren allerdings für Impfungen nur bis 1827 zugelassen). Für Arme übernahm der Staat die Kosten der Impfung. 1836 wurde die Schutzimpfung im Kanton Zürich, 1850 im Kanton Bern verpflichtend, wo das Obligatorium allerdings durch eine kantonale Abstimmung im Jahr 1895 wieder abgeschafft wurde. Religiöse Gründe gegen die Impfung haben bei dieser Entscheidung eine wichtige Rolle gespielt.²¹

Die Pocken sind eine hochansteckende, durch Viren (*Poxvirus variolae*) verursachte Infektionserkrankung, sie werden, von Jeremias Gotthelf durchgehend, auch Blattern genannt. Die Einführung der Pockenimpfung ist nach dem Medizinhistoriker Roy Porter der „bedeutendste und in entscheidendem Ausmaß Leben rettende Fortschritt in der praktischen Medizin des 18. Jahrhunderts“²², die Pocken sind die erste Infektionskrankheit, vor der sich die Menschen schützen konnten²³. Die Erkrankung verlief in über 30% der Fälle tödlich²⁴. Zunächst wurde mit der Methode der *Variolation* (vgl. lateinisch *Variola* für Pocken) bzw. *Pockeninokulation* geimpft, bei der pockenvirushaltiges Material wie Krusten oder Lymphe durch Einritzung unter die Haut gebracht wurde. Die Erkrankung wurde dadurch künstlich hervorgerufen und sollte milder verlaufen als eine echte Erkrankung, im Idealfall traten lediglich einige Pusteln um die Einstichstelle auf. Lady Mary Wortley Montagu, die Ehefrau des britischen Konsuls in Konstantinopel hatte in den 1710er Jahren beobachtet, wie türkische Bäuerinnen routinemäßig Inokulationen vornahmen. Nach der Rückkehr nach England ließ Lady Mary ihre fünfjährige Tochter inokulieren und die Impfung wurde in Großbritannien allmählich bekannt. Der Durchbruch erfolgte

²¹ Vgl. zur Schutzimpfung gegen Pocken im Kanton Bern Siffert 1993, Kapitel 3.3.2, zuletzt abgerufen am 12.12.2012

²² Vgl. grundlegend zum Thema Pocken Roy Porter: *Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute*. Aus dem Englischen übersetzt von Jorunn Wissmann, mit einem Geleitwort von Dietrich von Engelhardt. Heidelberg, Berlin 2000, S. 277-279.

²³ Vgl. dazu *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag „Pocken“, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7981.php>, zuletzt abgerufen am 14.11.2012.

²⁴ Gemäß Informationen des Robert Koch-Instituts, Berlin http://www.rki.de/DE/Content/Infekt/Biosicherheit/Schutzmassnahmen/Beispiel_Pocken/tab_FAQ_sum.html;jsessionid=3D745E1A886AF5AF6A8AFFAF3E9C8C20.2_cid234?nn=2386228, abgerufen am 13.11.2012

nach 1750, als die Familie Sutton, Vater und zwei Söhne waren Chirurgen, eine sichere und günstige Methode entwickelten, die Masseninokulationen möglich machte. Die Impfung fand bald auch Verbreitung im übrigen Europa, in Preußen, Russland und Österreich ließen sich Mitglieder der Königshäuser mit der Methode der Variolation impfen, die auf diese Weise zumindest in der Aristokratie bekannt und nachgeahmt wurde. Diese Art des Impfens mit menschlicher Pockenlymphe barg jedoch ein gewisses Risiko, dass die Pockenerkrankung zum Ausbruch kommen konnte. Zudem waren die behandelten Personen eine gewisse Zeit nach der Impfung so ansteckend wie natürlich mit Pocken Infizierte.²⁵

Der englische Landarzt Edward Jenner (1749-1823) führte ebenfalls Variolationen durch. Aus seiner Heimat Gloucestershire wusste er, dass Kuhmägde, die sich mit dem Virus der Kuhpocken, einer auf Menschen übertragbaren Rinderkrankheit, infiziert hatten, gegen das menschliche Pockenvirus immun wurden. Der Verlauf der Kuhpockenerkrankung beim Menschen verlief meistens gutartig und hatte nicht die oftmals tödlichen Folgen der Variolaerkrankung bzw. der echten Blattern, auch konnten die frisch Geimpften die Krankheit nicht weiter verbreiteten. Jenner begann zu experimentieren und inokulierte einem Knaben Material einer Kuhpockenpustel, das er einer Viehmagd entnommen hatte. Bis auf leichtes Fieber zeigte das Kind keine Symptome und erkrankte sechs Wochen danach auch nicht an der Pockenkrankheit, mit der ihn Jenner zu infizieren versuchte. Der Bericht über diese Entdeckung, die Edward Jenner nach den verwendeten *Vaccinia-Viren* *Vakzination* nannte, wurde im Jahr 1798 veröffentlicht, er erregte sofort große Aufmerksamkeit und wurde innerhalb weniger Jahre in viele Sprachen übersetzt. Napoleon ließ seine Truppen impfen, Bayern erließ als erstes Land 1807 einen Impfzwang. Im Kanton Zürich wurde, wie bereits genannt, 1836 der gesetzliche Impfzwang eingeführt, nachdem das örtliche Sanitätskollegium schon Anfang des 19. Jahrhunderts von Ärzten und Wundärzten Berichte über die „natürlichen und künstlichen“ Pocken eingefordert hatte. Diese belegten den Nutzen der Impfung,

²⁵ Vgl. dazu Siffert 1993, Kap. 3.2.

Ärzte und Pfarrer wurden aufgefordert, die Vakzination zu propagieren, die vorerst noch freiwillig blieb.²⁶

In Genf, das die Todesursachen seit dem 16. Jahrhundert erfasst und damit eine Statistik über die Pockentoten möglich macht, kam es noch um 1800 zu einer heftigen Pockenepidemie. An dieser starben 256 Menschen, das waren 26% aller Todesfälle.²⁷ Die ausgedehnte Epidemie war europaweit ein Auslöser für große Impfkampagnen, die einen schnellen Rückgang der Sterberate bewirkten.

Vereinzelt kam es in der Schweiz aber immer wieder zu Epidemien, so waren 1806 im Kanton St. Gallen wieder 26% aller Todesfälle auf Pocken zurückzuführen, noch in einer Epidemie im Jahr 1871 betrug die Letalität durch Pocken im Kanton Zürich fast 13%. Im Kanton Bern waren von der Pockenerkrankung in erster Linie Kinder betroffen, die Erkrankung verlief epidemisch mit Spitzen alle vier bis sieben Jahre. Die erste in Bern durchgeführte Impfung erfolgte durch Albrecht von Haller, der 1757 seine älteste Tochter mit der Methode der Variolation impfen ließ.²⁸ Im Kanton Bern starben im Zeitraum von 1803 bis 1900 nachweislich 922 Personen an Pocken, bei Einberechnung einer Dunkelziffer machten diese Todesfälle für den entsprechenden Zeitraum lediglich ca. 0,3 Prozent aller Todesfälle aus. Wie Siffert nachweist, können die demografischen Auswirkungen der Krankheit im 19. Jahrhundert für diese Region vernachlässigt werden.²⁹

²⁶ Vgl. Sebastian Brändli: *Die Retter der leidenden Menschheit. Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Zürcher Landschaft (1700-1850)*. Zürich 1990: Speziell zur Pockenimpfung S. 322-325. Brändli betont, dass die behördlich verordnete Impfung der Ärzteschaft einen lukrativen Nebenverdienst verschafft hat und weist darauf hin, dass durch die Impfung gewisse Teile der Bevölkerung erstmals von einer medizinischen Versorgung durch akademische Ärzte erfasst worden sind.

²⁷ Vgl. dazu und im folgenden *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag „Pocken“, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7981.php>, zuletzt abgerufen am 14.11.2012.

²⁸ Vgl. Siffert 1993, Kapitel 3.2.

²⁹ Vgl. Siffert 1993, Kapitel 5.

1.2. Die Ärzte im Text

Die Ärzte, die im *Anne Bäbi Jowäger*-Roman in Erscheinung treten, bleiben generell namenlos, sie sind einfach der *Doktor*. Lediglich zwei Ärzte, die, als Bruder und Neffe des Dorfpfarrers, eine Sonderstellung einnehmen, erhalten im Text einen Namen.

1.2.1 „Der Diener der Natur“

Die erste im Roman auftretende Arztfigur wird zum an Pocken erkrankten Jakobli Jowäger gerufen. Die Angehörigen haben den Arzt nicht infolge ihres Vertrauens in seine Heilkünste hinzugezogen, sondern weil die immer zahlreicher kommenden Besucher sich nach dem Doktor erkundigen „[a]ber machet ihr nichts? Habt ihr keinen Doktor? Geht ihr zu niemandem?“ (ABJ I, 36).

Als die Leute immer zahlreicher kamen und jeder ein neu Mittel angab und doch jeder fragte, was für einen Doktor sie hätten, so sagte endlich Mädi zu Hansli, es werde eine zuche müsse. Wenn es schon nichts helfe, so brauche man sich doch dann, es möge gehen wie es wolle, kein Gewissen zu machen. Da sagte Hansli zu Mädi: „Jo wäger, du hast recht, so braucht man sich doch kein Gewissen zu machen. Wir haben es zwar nicht im Brauch gehabt, ich nicht, der Ätti [Vater] nicht und der Großätti nicht, aber sövli hart hat es auch keinen zweggewonnen.“ „Zu welchem soll ich?“ fragte Mädi. „Das ist mir gleich“, sagte Hansli, „es wird öppe ein jeder gleich viel können; aber es ist nur von wegen den Leuten. Es ist ein Anderer, und der befiehlt; und was geschehen soll, das geschieht.“ Mädi schickte Sami, und der Doktor kam. (ABJ I, 34)

Der Antrieb, einen Arzt zu Hilfe zu ziehen, ist also nicht, dass man von ihm Heilung oder zumindest Linderung der Leiden des Kranken erwartet, sondern die Sorge um den Ruf der Familie und die Furcht vor allfälligen Selbstvorwürfen, nicht alles unternommen zu haben. Das Hinzuziehen eines Mediziners ist eine Möglichkeit unter anderen, auf einen Krankheitsfall zu reagieren, man erwartet aber keine positiven Auswirkungen für den Kranken vom Arzt. Die Familie des Patienten geht davon aus, dass er nicht wird helfen können, will sich aber doch durch seinen Besuch vor sich selber und den Leuten absichern „wenn es schon nichts helfe, so brauche man sich doch dann, es möge gehen wie es wolle, kein Gewissen zu machen“. Der Vater des Patienten, schränkt allerdings sogleich ein „[w]ir haben es zwar nicht im Brauch gehabt, ich nicht, der Ätti nicht und der

Großätti nicht“ räumt aber ein „aber sövli hart hat es auch keinen zwegenommen“. Roy Porter³⁰ thematisiert diese „Medizin ohne Ärzte“, bei der sich die einfachen Leute, zumindest als erste Maßnahme, selber behandelt haben. Auf die Frage der Magd, welchen Doktor sie rufen solle, meint Hansli, dies sei ihm gleich. Er, der keinen Arzt persönlich kennt, nimmt an, dass ein jeder gleich gut oder gleich schlecht wie der andere sei. Diese Haltung wird durch den nächsten Satz verständlich „[e]s ist ein Anderer, der befiehlt; und was geschehen soll, das geschieht.“ Damit spricht er einen weiteren entscheidenden Aspekt des Verhältnisses von Landbevölkerung und Ärzten an: Nach Hanslis religiöser Überzeugung liegt die Macht über eine Heilung von Jakobli bei Gott, er glaubt nicht an die Möglichkeit der Beeinflussung des Geschehens durch die Menschen und durch die Medizin. Die Ärzte haben nach seiner Ansicht keine Macht über Krankheit und Heilung.

Beim ersten Auftritt eines Arztes im Roman wird dessen Wirkungsmacht, wie wir gesehen haben, sogleich zweifach relativiert. Zum einen geht die Familie, einfache Bauern, davon aus, dass der Besuch des Arztes nicht helfen werde, zum anderen ist sie überzeugt, dass eine höhere Instanz als die Medizin, nämlich Gott, über Krankheit und Gesundheit entscheide. Damit drückt Gotthelf über die konservativste Hauptfigur, Hansli, einen Diskurs der traditionellen bäuerlichen Bevölkerung aus, die es halten will, wie es bereits bei Vater und Großvater der Brauch war. Der Doktor wird dennoch geholt.

Sobald er Jakobli sah, sagte er, vor dem hätten sie sein können, und er begreife nicht, wie Eltern ihren Kindern solches Leid antun mögen, wenn sie es ihnen doch ersparen könnten. Jetzt sei nicht mehr viel zu machen. Mittel gebe es keine; zu trinken sollten sie ihm geben nach seinem Bedürfnis, Haberkernenbrühe und Eibischtee mit Süßholz. So viele Leute sollten sie nicht in der Stube haben, das mache dem Armen nur Angst und finster sollten sie machen und machen, daß keine Fliegen in die Stube kämen. (ABJ I, S. 34/35)

Als der Arzt den Patienten sieht, bestätigt er die negativen Erwartungen der Familie Jowäger, indem er lediglich bescheinigt „[j]etzt sei nicht mehr viel zu machen, Mittel gebe es keine“ und sich auf diätetische Empfehlungen wie die Verabreichung von Eibisch- und Hafertee, das Verdunkeln der Krankenstube und das Wegschicken der vielen Besucher beschränkt. Medizinisch ist dies völlig

³⁰ Vgl. Porter 2003, S. 284.

korrekt, in diesem Stadium der Pockenerkrankung, in dem sich Jakobli befindet, kann nicht mehr auf die Krankheit eingewirkt werden, es gilt lediglich, das Abheilen der Pusteln abzuwarten und die Leiden zu lindern. Eine solche abwartende Haltung aber kann keine Änderung der Meinung der Familie über die Ärzte bewirken.

„Aber Doktor stirbt er, stirbt er?“ jammerte Anne Bäbi. Lueg [schau], Frau, das kann ich dir nicht sagen; aber wenn ihr ihm gut lueget und nicht da um ihn brüllet und pläret, so ists möglich, daß er davonkömmt. Die Blattern sind hinaus, und wenn man ihn jetzt gut warmhält, daß sie nicht zurückschlagen und gut abdorren, so kömmt er davon.“ „Aber lueg, Doktor, die Augen sind ganz verschwollen; schon zwei Tage sieht er nichts mehr, nicht einmal mich. Sollte man da nichts machen, und kömmt er nicht um die Augen?“ „Sieh, Frau, da kann ich dir nichts sagen und machen auch nichts; mit Netzen [nass machen] und Salben würde man da nur verderben. Man muß warten, bis die größte Geschwulst der Augendeckel etwas vermindert ist, wo man dann erst sehen kann, wie es um das Innere steht. Dann könnt ihr es mir sagen lassen, wenn ihr wollt; man kann dann sehen, wie die Sachen stehn. Bhüet ech Gott, lebet wohl und schicket mir die Leute fort, macht kühl im Stübli und jagt die Fliegen aus!“ sagte der Doktor und ging. (ABJ I, 35)

Der Eindruck des Unvermögens des Arztes wird noch dadurch verstärkt, dass er nicht einmal eine Prognose für die verschwollenen Augen des Patienten stellen will, und wiederum nur rät, gar nichts zu tun und abzuwarten: „da kann ich dir nichts sagen und machen auch nichts“. Der Arzt beantwortet jede von der verzweifelten Mutter gestellte Frage auf diese für sie unbefriedigende Weise. Die Magd Mädi bringt den Eindruck, den der Arzt hinterlässt, auf den Punkt.

Aber Mädi räsonierte und sagte, der wisse doch in aller Himmelswelt nichts, nicht einmal ein Tränkli wüßte er zu geben; so könnte es auch doktern. Wenn es nichts sei, so hätten sie ein Brüll vom Tüfel, daß man meinen sollte, was sie wären; und wenn dann Not an Mann wäre, so wären sie grad wie Ölgötzen, und ob man deren hätte oder Dokter, es komme gerade ins Gleiche. Aber da müßte etwas gemacht sein, so könnte man die Sache nicht gehen lassen.“ (ABJ I, 35)

Mädis Meinung nach ist der Arzt unwissend, wenn er nicht einmal eine Medizin zu verschreiben weiß. Sie, die allenfalls mit Konzepten der Volksmedizin vertraut ist, versteht das Handeln des wissenschaftlichen Arztes nicht, das in diesem Fall aus beobachtendem Abwarten besteht. Sie erwartet von einem Arzt zumindest einen Heiltrank. Die Magd, die verhängnisvollerweise den Kranken pflegt, kann den Arzt folgerichtig nicht ernst nehmen und verkehrt seine Anordnungen bewusst ins Gegenteil.

Rudolf Käser³¹ hat auf die Bedeutsamkeit der Beiläufigkeit hingewiesen, mit der Gotthelf den Arzt ins Haus und damit in den Roman einführt: „Mädi schickte Sami, und der Doktor kam“ (ABJ I, 34). Es geschieht dies auffallend lakonisch, was völlig von den üblichen Ritualen, die bei geachteten Besuchern im Jowägerhaus zelebriert werden, abweicht. Er führt dies auf den Umstand zurück, dass durch die schwere Erkrankung Jakoblis „das geschlossene System des traditionellen Haushaltes“³² mit einem bisher nicht bekannten Kulturkreis kollidiere. Dieser trifft in Gestalt des naturwissenschaftlich gebildeten Arztes als Repräsentant der Moderne auf die Jowägerfamilie, die die traditionelle Landbevölkerung verkörpert und deren Bauernhof als „autarker Mikrokosmos“³³ dargestellt wird. Der Besuch des Arztes hat keine Verbindung mit den üblichen „Symbolen und Gesten“, die den „Eingang und Ausgang in das soziale Netz des ‚Hauses‘ regeln“³⁴. Wie Käser mit einem systemtheoretischen Methodenansatz³⁵ darlegt, hat dies Folgen auf die Verbindlichkeit der ärztlichen Anordnungen. Reden und Handeln des Arztes haben keine „handhabbare Bedeutung“ für die Familie Jowäger, da er ihren ländlichen, althergebrachten Kontext ignoriert. Als Beispiel führt Käser den zweiten vom Arzt gesprochenen Satz an „[j]etzt sei nicht mehr viel zu machen. Mittel gebe er keine (ABJ I, 34/35). Keine Kur mehr zu beginnen ist in der hippokratischen Tradition, die als Volksgut hier vorausgesetzt wird, dann gegeben, wenn eine Heilung unwahrscheinlich ist. Da die Angehörigen im Augenblick an der Prognose und weniger an der Diagnose oder einer Therapie interessiert sind, hören sie den Satz als Voraussage und interpretieren ihn als Todesurteil für Jakobli, sie denken, er werde an der Krankheit sterben. Als Anne Bäbi fragt „[a]ber Doktor, stirbt er, stirbt er?“ antwortet er „[l]ueg Frau, das kann ich dir nicht sagen und machen auch nichts“ (ABJ I, 35). Der Arzt erkennt das Deutungsmuster nicht, das hinter der Frage der verzweifelten Mutter steht. Seine Antwort wird nicht so verstanden, wie er sie gemeint hat und verstört die Familie.

³¹ Rudolf Käser: *Die kulturelle Bedeutung der Arzt-Patienten-Beziehung in literarischen Texten*. In: Brigitte Ansfeld-Hafter (Hg.): *Medizin und Macht. Die Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel: mehr Entscheidungsfreiheit?* Bern 2007, S. 175-194, vgl. hier besonders S. 178-182.

³² Käser 2007, S. 179.

³³ Käser 2007, S. 179.

³⁴ Käser 2007, S. 179.

³⁵ Vgl. Käser 2007, S. 177.

Die Mutter Anne Bäbi versinkt als Folge in eine Art Depression und überlässt die Pflege ihres Sohnes der Magd. Im folgenden wird über zwei Seiten genau, man ist versucht zu sagen, genüsslich ausgeführt, wie die Magd trotz oder eben wegen des ärztlichen Verbotes, den kranken Jakobli mit Hausmitteln versorgt und seine pustelübersäte Haut behandelt. Den nach wie vor zahlreichen Besuchern, die selbstverständlich zum Patienten vorgelassen werden, berichtet sie vom Besuch des Arztes „wie sie so einen Ölgötz in der Stube gehabt“ hätten und „ob man ein Ofenbein oder ihn gefragt, es wäre auf eins gekommen, es hätten beide gleich viel gewußt. Es wolle jetzt sehen, ob es nicht noch mehr wisse als so ein hochmütiger Gstabi [unbeholfener Mensch], dem man noch Doktor sagen sollte“ (ABJ I, 36). Gotthelf stellt an dieser Stelle sowohl das Misstrauen gegen den Arzt und dessen Heilkunst durch die bäuerliche Bevölkerung dar als auch den Einsatz der diversen Hausmittel. Es wird ein regelrechtes Duell inszeniert, in dem sich Mädi gegen den Doktor in Stellung bringt, ihre Mittel und ihr – schädliches – Handeln gegen das ärztlich beobachtende Abwarten in Position stellt. Die wissenschaftliche Medizin tritt gegen die Volksmedizin an. Es treffen zwei Heilkonzepte aufeinander.

Die Magd fasst zwei gängige Vorurteile gegen die Doktoren zusammen: Profitgier und ärztliche Hybris. Letztere wird uns in den folgenden beiden Kapiteln noch beschäftigen.

Es [die Magd Mädi] wolle aber Freude haben, wenn alles gut komme; man könne dann sehen, was so ein Doktor abtrage, ob er für etwas anders da sei, als den Leuten das Geld abzustehe und den lieben Gott taub[wütend] z'machen mit seinem Hochmut. (ABJ I, 37)

Der weitere Verlauf der Krankheit wird anschließend realitätsgetreu beschrieben, die Pockenpusteln am Körper beginnen auszutrocknen und abzuheilen, aber am durch Mädis Kur stark in Mitleidenschaft gezogenen Gesicht beginnt sich eine Infektion auszubreiten. Eine Verwandte macht die Eltern aufmerksam, dass Jakobli erblinden könnte. Diese Base „bsunderbar eine witzige“, die „ihr Lebtag mehr als eine Sache gesehen“ (ABJ I, 38) hatte, schreckt Jakoblis Eltern endlich auf, sie rufen erneut den Arzt. Als dieser Jakobli sieht, beginnt er über Mädis Puscherei zu schimpfen.

Der Doktor kam, und sobald er den Armen sah, erschrak er und sagte: „Was Donners ist da gegangen? Habe ich nicht gesagt, man solle nichts machen und warten, bis die Blattern am Abtrocknen seien? Der kömmt um die Augen und

es ist die Frage, ob nicht beide schon ausgelaufen. Wer hat da gekaaret [geschmiert]? „He“, sagte Mädi, „wenn es ihn so gebrannt hat, so habe ich ihn gesalbet; etwas hat gehen müssen, es ist unser Lebtage nicht erhört worden, daß man einen so daliegen läßt wie ein Unvernünftiges und nichts an ihm macht.“ (ABJ I, 39)

Hier wird das Aufeinanderprallen der verschiedenen Mentalitäten mit unterschiedlichen Vorstellungen von Krankheit und Kranksein erneut deutlich.³⁶ Der Arzt kennt im Gegensatz von Mädi die Symptome und verschiedenen Stadien der Erkrankung, sie dagegen kann das Abwarten und Nicht-Handeln nicht ertragen und will das Brennen der Pusteln lindern. Käser macht darauf aufmerksam, dass der medizinische Berater von Gotthelf, Eduard Fueter, vorgeschlagen hat, an dieser Stelle im Text eine ungefähr folgendermaßen lautende Erklärung für Mädi beizufügen: „Wie die Krankheit jetzt stehe, müsse sie der Natur überlassen werden: sie müsse mehr als jede andere ihre Zeit haben [...]“³⁷. Gotthelf nimmt diesen Vorschlag signifikanterweise, im Gegensatz zu den meisten anderen Verbesserungsideen von Fueter, nicht auf. Gotthelf ging es an dieser Stelle textstrategisch nicht um Belehrung, sondern um die Darstellung scheiternder Kommunikation.³⁸

Diesmal gelingt es allerdings dem Arzt, die Eltern zu überzeugen, seine Anordnungen zu befolgen. Mädi wird aus dem Krankenzimmer verbannt, Anne Bäbi pflegt ihren Sohn selber und es dauert lange, bis der Verlust beider Augen ausgeschlossen werden kann, schließlich kann eines gerettet werden. Der Grund, warum sich Anne Bäbi während dieser lange Pflegezeit an die Anweisungen des Arztes hält ist, wie Gotthelf darstellt, weniger die Einsicht in die Ratschläge des Arztes als „das weibliche Kraut der Eifersucht“ (ABJ I, 41), das die Mutter daran hindert, Mädi zum Kranken zu lassen. Gotthelf scheint nicht daran zu glauben, dass der akademische Arzt ein Anne Bäbi wirklich überzeugen kann.

Im weiteren Verlauf der Handlung kommt Jakobli langsam wieder zu Kräften, er kann aufstehen und ins Freie gehen. Er wird aber schnell müde, wirkt matt und teilnahmslos, seine Gleichgültigkeit alltäglichen Dingen gegenüber beunruhigt seine Mutter so stark, dass sie den Arzt aufsucht. Dort wartet sie nach Schilderung

³⁶ Vgl. dazu Käser 2007, S. 180-181.

³⁷ Zit. nach Käser 2007, S. 181.

³⁸ Vgl. Käser 2007, S. 181.

der Symptome nicht erst die ärztliche Diagnose ab, sondern hat bereits eine klare Vorstellung von der richtigen Medikation. Sie verlangt „einen rechten Trank zum Purgieren oder zum Laxieren“ (ABJ I, 55). Der Arzt hält mit seiner Meinung über das vorgeschlagene Heilmittel nicht zurück.

„Du bist eine dumme Frau!“ sagte der Doktor, „willst du deinen Buben zTod doktern? Der mangelt nicht Ausputzens, der ist ausgeputzt genug; wenn ein Licht am Erlöschen ist, so muß man nicht daran herumblasen, und wenn einer schwach ist, so muß man ihm das bißchen Kraft, welches er noch hat, nicht noch auspressen.“ (ABJ I, 56)

Anne Bäbi verteidigt sich mit den Worten „es ist kurios: will man etwas von Euch, so wollt Ihr nichts geben, und braucht man nichts, so ists aber nicht recht.“ (ABJ I, 56). Auf das sehr anschauliche Bild des Arztes, der die Gesundheit ihres Sohnes mit einem schwach brennenden Licht vergleicht, geht sie nicht ein. Der Arzt verlagert nun die Diskussion auf eine allgemeine Ebene und beschreibt das Verhältnis Landarzt-Landbevölkerung aus seiner Sicht. Sein Verdruss ist in der Figurenrede deutlich herauszuhören, wenn er Anne Bäbi darlegt, wie die Bauern auch bei medizinischen Themen ihre eigenen Vorstellungen hätten und seine ärztliche Meinung nicht respektieren würden. Die ländlichen Hauptfiguren des Romans sehen sich selber nicht weniger als Medizin-Experten als die wissenschaftlichen Ärzte. Dem Arzt ist die nicht eben geachtete soziale Stellung, die er in der Gegend inne hat, wohl bewusst.

„Das ist gar nicht kurios“, sagte der Doktor, „das kömmt daher, daß ihr immer tromsigs [verkehrt] darin seid, daß ihr hüst [nach links] wollt, wenn ihr hott [nach rechts] sollt; daß ihr Mittel wollt, wenn ihr keine braucht, und keine wollt, wenn ihr haben solltet. Aber die Donnstigs Bauren haben mich doch schon manchmal taub [wütend] gemacht, ich kann es nicht sagen. Ich will lieber mit dem vornehmsten Herrn verkehren als mit so einem Schnürfli [unbedeutender Mensch, auf den keiner hört]³⁹. Je dümmer einer ist, um so witziger meint er zu sein, und es ist zringsum in der ganzen Gemeinde kein einziger, der nicht meint, er könnte, wenn er wollte, besser doktern als ich und besser predigen als der Pfarrer, und der nicht alle Augenblicke sagt: „Der Pfarrer ist e Göhl [Narr], und dr Doktor is e Lappi [gutmütiger Dummkopf]“⁴⁰.“ (ABJ I, 56)

Er beschreibt die einander widersprechenden Ansichten der Bauern und des Arztes in Bezug auf die richtige Therapie. Sein Verdruss über den fehlenden

³⁹ Bee Jucker: *Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf*. Erlenbach/Zürich 1972, S. 92.

⁴⁰ *Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf*, S. 71.

Respekt vor seiner fachlichen Meinung und seiner Person als Arzt ist herauszuhören. Sich wieder auf den Patienten besinnend rät er der Mutter eindringlich, nicht an Jakobli zu „doktern“, Geduld zu haben und beschränkt sich, wie bereits bei der Pockenkrankheit, auf konkrete diätetische Ratschläge.

„Los [höre], Frau, wenn ich dir etwas raten kann, so doktere an deinem Jungen nichts! Koche ihm gute Brühen, Reisbrühe und andere! Aber schwenk das Reis nicht so bloß im Wasser, daß es am Boden hocket und die Brühe ganz lauter bleibt! Koch so eine Brühe einen ganzen Morgen recht aus, ghey ein Huhn darein [...]. Gib ihm Fleisch zu essen, aber nichts Gesalzenes, von wegen seinen Augen, womöglich Kalbfleisch und allbeeinist [ab und zu] es Tröpfli guten Wein, aber nicht viel; und wenn er etwas werchen mag, so lasst ihn machen, und wenn er öppe [etwa] aus will, so lasst ihn laufen, dann wird es schon bessern. Aber auf einmal kömmt es nicht; habt nun auch Geduld und schickt euch darein, hättet ihr doch vor allem sein können.“ (ABJ I, 56/57)

Anne Bäbi kann damit nichts anfangen. In ihrer von der Selbstmedikation geprägten Vorstellung erwartet sie vom Arzt in jedem Fall eine Medizin. Für Ratschläge zu Ernährung und Lebensführung hat sie kein Ohr, sie kann diese vom Doktor nicht akzeptieren. Sie fühlt sich von ihm im Stich gelassen, der ihr, wie sie es sieht, in ihrer Lage nicht helfen will.

„Ihr wollt mir also nichts geben?“ fragte Anne Bäbi. „Nein“, sagte der Doktor, „es ist ja nicht nötig; man muss die Natur machen lassen, wir sind nur Diener der Natur.“ „He nu, so lebit wohl“, sagte Anne Bäbi, „Z’danke han ih nüt.“ (ABJ I, 57)

Sie hat nicht bekommen, was sie sich vom Arzt erwartet hat und geht aufgebracht weg. Eine schöne Illustration der unterschiedlichen Vorstellungswelten und der entsprechenden Diskurse, in denen sich Anne Bäbi und der Arzt befinden, ist ihre Reaktion auf die kalmierende ärztliche Erklärung, dass sie beide „Diener der Natur“ seien. Das Konzept „Natur“ ist für die Bäuerin, die in der Landwirtschaft von und mit der – wenn auch kultivierten – Natur lebt, vollkommen fremd. Sie kann sich nur unter „Diener“ etwas vorstellen. In einer beinahe schwankhaften Szene im Wirtshaus erklärt sie, ein Diener von einem ihr unbekannten Herrn Natur könne ihr nicht helfen.

Unterdessen war Anne Bäbi fortgegangen voll Erbitterung gegen den Doktor, welcher dem Jakobli nicht helfen wollte. Es glaube es [sic!], sagte es, der könne ihm nicht helfen, wenn er nur ein Diener vo dem Natur sei. Es kenne den nicht und wisse nicht, wer der sei, man höre erst kurz von ihm; aber gseh hätte es ihn noch nicht, und wenn es öppis mit ihm wär, so dörft er sich auch zeigen. Aber zu einem Diener wolle es nicht mehr; es wolle zu einem, der die

Sache selber verstehe und nicht bloß einem anderen der Knecht sei und noch dazu so ein unerkannter.“ (ABJ I, 62)

Gotthelf bildet an dieser Stelle die Unvereinbarkeit der Sprachen von Arzt und medizinischen Laien ab. Sie ist Ausdruck der Schwelle, die sich in dieser Zeit zwischen Vormoderne und Moderne aufbaut, die durch die traditionelle Landbevölkerung und die moderne wissenschaftliche Ärzteschaft verkörpert werden. In den Dialogen zwischen Bauern und Ärzten stellt er diesen sprachlichen Bruch dar.⁴¹ Nicht nur Anne Bäbi ist mit dem Arztbesuch unzufrieden, sondern auch der in seinen Handlungen als integer dargestellte Arzt. Er hat bewusst und unbedankt gegen seine finanziellen Interessen zum Wohl des Patienten gehandelt. Er weiß genau, wie er die Angehörige, gegen sein ärztliches Ethos, hätte zufriedenstellen können und beschreibt damit indirekt die profitorientierte Handlungsweise vieler seiner Kollegen.

„He nu ja so de, du dumms Babi!“ sagte der Doktor, während Anne Bäbi die Tür zumachte. „So hat man es: hätte ich ihm für zehn Batzen Tränke gegeben und neun daran gewonnen, und hätte der Bub die Seele aus dem Leib hofieren müssen, so hätte es gemeint, was es hätte, und mir nicht genug danken können, auch wenn ich ihm seinen Bub in Grund und Boden verketzert hätte. Nun sage ich der Kuh die Wahrheit, mache keinen Profit, so wird sie taub [wütend], danket mir nicht nur nicht, sondern verbrüllet mich noch dazu das Land auf und ab. Und doch habe ich den gleichen Leuten erst kürzlich das Gleiche gesagt, und wenn sie mir gehorcht hätten, so hätte ihr Sohn beide Augen noch. Aber bei solchen Kabisstieren [Dickschädeln] ist kein Glaube; da kann man ihnen hundertmal helfen, und wenn man ihnen zum hundert und erstenmal nicht in ihren Kram redet, so fluchen sie über einen und laufen zu einem andern. Ich wollte, der Tüfel müsst cho doktere; es nähmte mich wunder, ob ihm die Bauren nicht auch erleideten, daß sie seinetwegen sein könnten, wo sie wollten, nur nicht in der Hölle, und er sie künftig ruhig ließ. Es käme den Bauren wohl.“

Der akademisch ausgebildete Landarzt wird als verdrossen über seine bäuerliche Patientenschaft dargestellt, seinem ärztlichen Anspruch folgend verschreibt er – zu seinem Nachteil – nur dann Medikamente, wenn diese wirklich notwendig sind. Ihm ist bewusst, dass er mit dieser, sich nicht an die Vorstellungen der Patienten anpassenden Handlungsweise einen schlechten Ruf in der Gegend riskiert, den er sich als Landarzt wirtschaftlich nicht leisten kann. Wenngleich seine Vorgangsweise von einer fachlichen Warte aus korrekt ist, weist sie ihn doch nicht als guten Arzt aus. Da er zuwenig auf seine Patienten und deren

⁴¹ Vgl. dazu Käser 2007, S. 183.

Angehörige eingeht und deshalb kein Vertrauensverhältnis aufbauen kann, kommt seine, auf dem aktuellen Stand befindliche Heilkunst, nicht bei der ländlichen Bevölkerung an. Mit dieser Arztfigur zeigt Gotthelf die vielfältigen Schranken, die zwischen der ländlichen Kundschaft und dem akademisch gebildeten und, so ist anzunehmen, bürgerlich-städtisch sozialisierten Arzt bestehen.

1.2.2 Laxieren und Purgieren

Zu einem späteren Zeitpunkt in der Romanhandlung führt der Autor eine weitere Interaktion zwischen Anne Bäbi und einem Mediziner vor. Die Mutter hat von einer Wahrsagerin vernommen, dass es für die Gesundheit ihres Sohnes das beste wäre, zu heiraten. Sie hat auch bereits eine Braut für ihn ausgesucht. Jakobli, der gemerkt hat, dass ihn diese junge Frau nur des Geldes wegen nehmen würde, traut sich nicht, gegen die Heirat aufzutreten. Einige Tage vor dem Besuch beim Notar, bei dem der Ehevertrag unterschrieben werden soll, erkrankt er, obwohl ihm organisch nichts fehlt. Seine Mutter, an einer schnellen Genesung ihres Sohnes interessiert, um die Verbindung durchzusetzen, beschließt, ärztliche Unterstützung zu holen. Sie wählt einen neuen Arzt „von dem es gehört hatte, der ziehe die Leute nicht so lange umeangere [herum], der fahr recht us, daß man grad wisse, woran man sei“ (ABJ I, 221). Von ihrem letzten Arztbesuch hat sie gelernt und übertreibt die Symptome ihres Sohnes in der Hoffnung, diesmal eine Medizin zu erhalten. Der Arzt führt zwar ein kurzes Anamnesegespräch, füllt aber noch während dieses „Examens“ die nur flüchtig gereinigte Urinflasche mit einer Purgaz⁴².

Anne Bäbi berichtete, sein Bueb sei krank, und stellte das Wassergütterli [Urinfläschchen] auf den Tisch. Der Doktor warf einen Blick darauf und fragte: „Wo fehlts?“ Da Anne Bäbi daran gelegen war, Jakobli sobald als möglich auf den Beinen zu haben, so tat es sehr nütlich [verlangte dringend]⁴³ und machte die Sache recht groß; je nöter es tue, desto stärker Züg gebe der Doktor, und je stärkere Züg er gebe, desto eher sei der Bub wieder zweg [wohl]; so kalkulierte Anne Bäbi. Es redete daher von grusamem Fieber, von ganz verirret, und als der Doktor nach dem Durst fragte, so sagte es, emel e

⁴² Laut dem *Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf* von Bee Jucker, S. 23, kann unter einer „Purgaz“ sowohl ein Brechmittel als auch ein Abführmittel oder ganz allgemein eine Blutreinigungskur verstanden werden. Aufgrund der beschriebenen Reaktion des Patienten handelt es sich in diesem Fall um ein Brechmittel.

⁴³ *Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf*, S. 82.

halbi Melchtere [Milchzuber] Tee hätte er getrunken; allemal wenn es ihm brunge heyg, su heyg er gno [immer wenn es ihm gebracht hätte, habe er genommen]. Als der Doktor nach der Zunge frage, sagte es, die hätte es nit gluegt [nicht angeschaut], aber sie werde wohl wüsti sein, schon manchen Tag hätte er nichts gegessen. „Kötzeret es ne?“ fragte der Doktor. „Aparti het er nicht geklagt“, sagte Anne Bäbi, „aber es wird wohl si; we me ne het gheiße esse, so het er gseit, er mög nit, er heyg dieses no zuoberist ob [wenn man ihn zum Essen aufgefordert hat, hat er gesagt, er möge nicht, er hätte dieses noch zuoberst].“ Während diesem Examen hatte der Doktor das Wasser ausgeleert, das Gütterli flüchtig geschwenkt, zwei oder dreier Gattig Rustig⁴⁴ zusammengegossen, zusammengerüttelt und sagte dann: „Lue, Frau, da hast eine Purgaz, die gib ihm unter zwei Malen und brav z’trinke drzu; de morn oder übere norm chumm de wieder cho brichte, vielleicht muß er de no eni näh oder de abführe, es chunnt de druf a.“ (ABJ I, 221/222)

Im Gegensatz zum ersten konsultierten Arzt, der nicht um jeden Preis ein Medikament verschreibt, sondern sich zum eigenen geschäftlichen Nachteil mit Ratschlägen zur Lebensführung begnügt, agiert die nun dargestellte Figur anders. Der Arzt mischt, ohne dass er den Patienten gesehen hat und zu Anne Bäbis Zufriedenheit, ein Brechmittel.

Jakobli geht es nach Einnahme dieses Emetikums nicht besser. Der Arzt aber gibt seiner Mutter bei ihrem nächsten Besuch zwei Tage später eine Laxierung, ein Abführmittel mit, nachdem er sich auf folgende Weise nach dem Zustand des Kranken erkundigt hat:

„Verwirrt ist er nüt meh?“ fragte der Doktor. „Gar nüt“, sagte die Mutter, „er ist bi sym gute Vrstang.“ „He nun, so wollen wir jetzt mit einer Laxierig probieren; vielleicht bessert es ganz. Bessert es nicht, so kann man immer noch einmal purgieren und druf de wieder laxiere; Gfährligs gseh ich da nüt.“ (ABJ I, S. 223/224)

Offensichtlich sind Brech- und Abführmittel nach wie vor das ganze medizinische Instrumentarium, das der Arzt verwendet. Damit bringt der Autor Überreste der nichtakademischen Medizin ein, wo neben dem Aderlass vor allem Brech- und Abführmittel von den Scherern bzw. nichtakademischen Chirurgen angewandt wurden. Diese Therapien wurden oft unspezifisch und ohne bestimmte Diagnose durchgeführt und sollten, auch vorbeugend, der inneren Reinigung des Körpers dienen. Auch die akademische Arzneiwissenschaft vertraute noch bis ins 19. Jahrhundert auf die gesundheitsfördernde Wirksamkeit dieser Prozeduren, auch

⁴⁴ Laut dem *Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf*, S. 87, hat „Rustig“ ein weites Bedeutungsfeld und kann folgendes meinen: Sachen, Ware, Zeug, Habseligkeiten; Sorte von Leuten; Arznei; Zaubermittel.

später wurden sie von den aufgeklärten Ärzten – wenngleich spezifischer und nicht mehr als Allgemeinheilmittel – noch eingesetzt. In der Alltagspraxis auf dem Land waren sowohl die Patienten als auch die traditionellen nichtakademischen Heiler, die Wundärzte oder Scherer, daran gewöhnt, bei Bedarf zunächst zu purgieren, auch aufgeklärte Landärzte behielten als Folge dieser Regel diese Heilpraxis bei, die von den Patienten erwartet wurde.⁴⁵ Die hier beschriebene Figur des Arztes entspricht diesem Typus. Gotthelf stellt den ländlichen Diskurs in Bezug auf diese Art der Therapie sehr schön dar, wenn Anne Bäbi verlautet „syr Lebzig heyg es ghört, e Purgaz syg e fürnehm Sach“ (ABJ I, 223) und der sich an diese Erwartungen anpassende Arzt ohne Umstände beim ersten Besuch die Arznei für eine Purgierung zubereitet und eine Laxierung als nächsten therapeutischen Schritt in Aussicht stellt.

Dem Patienten geht es nach Einnahme der zweitägigen Laxierung immer schlechter, er „starb fast daran und meinte alle Augenblicke, die Laxierung werde noch der Seele Meister und jage sie ebenfalls aus, und am Montagabend war er matter als nie und lag im Bett fast wie tot“ (ABJ I, 224). Seine Mutter will aber nach wie vor unbedingt, dass ihr Sohn für den näher rückenden Besuch beim Notar wiederhergestellt ist. Da sie erfahren hat, dass der Arzt, der eine Stunde Fußmarsch entfernt praktiziert, im Ort gewesen ist und dabei ihren Sohn nicht besucht hat, fühlt sie sich übergangen und beschließt, einen weiteren Arzt aufzusuchen „sollte es koste, was es wolle“. Dieser Doktor

examierte lange, fragte nach Puls, Zunge, Schlaf, Schweiß. Bald wußte Anne Bäbi etwas, bald nicht, und was es wußte, machte es immer ds Halbe größer, damit der Doktor desto mehr Fleiß habe und besseren Zeug gebe. Endlich sagte der Doktor: „Lue [siehe], Frau, ich weiß noch nicht, wo es hat, ich sollte ihn sehen; wenns ist, wie du sagst, so könnte es eine Auszehrung geben; aber man weiß es nicht. Da wollen wir mit dem probieren; gib ihm alle Tage morgens und abends zwei Löffel voll, und wenn d keinen Zeug mehr hast, so komm und gib Bericht“ Aber das wird nicht bald bessern; wenn ein Mensch verpuscht worden ist, ists böse; verpuscht ist bald viel, aber gutzmache het e Nase [wieder Gutmachen hat seine Tücken]. (ABJ I, 225)

Der Arzt benennt die Gefahr, Jakobli könnte als Folge der entleerenden Heilpraktiken eine „Auszehrung“ haben. Er vertritt, wie der erste, anlässlich der

⁴⁵ Vgl. Brändli 1990, S. 83-86. Brändli nennt dies „das chirurgische Dreigestirn Purgieren, Vomieren und Aderlass“, S. 83.

Pockenerkrankung konsultierte Arzt, eine fortschrittlichere Meinung und hat eine kritische Haltung zu den althergebrachten Methoden.

Da könne man wieder plätzen [flicken], was eine Anderer verpfuscht habe; mit solchem Purgieren und Laxieren könne man ja einen gesunden Menschen krank machen; wenn er so doktern wollte, es stürben ihm alle Leute, und längst hätte er ds Doktere an den Nagel hängen müssen. (ABJ I, 225)

Er schimpft nicht nur über seine Kollegen, die leichtfertig mit den beschriebenen Methoden die Patienten „verpfuschen“, sondern er kritisiert auch das mangelnde Vermögen von Anne Bäbi, ihm vernünftig Bericht über den Zustand des Kranken zu erstatten. Mit seiner Vermutung, dass sie aus Kostengründen nicht wollte, dass er einen Krankenbesuch macht, liegt er vollkommen richtig. Anne Bäbi war gar nicht zufrieden mit der Behandlung des Arztes, besonders störte es sie auch, dass er den mitgebrachten Harn nicht beachtet hat. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass es sich hier um einen modern ausgebildeten Mediziner handelt, der die Uroskopie oder Harnschau nicht mehr praktiziert. Diese wurde bereits Jahrzehnte vor der Niederschrift von *Anne Bäbi* in Kampagnen durch aufgeklärte Ärzte bekämpft, so z.B. vom Lausanner Arzt und Gelehrten Auguste Tissot⁴⁶. Die Harnschau, eine antike Diagnosemethode, die bis ins 19. Jahrhundert auch von den akademischen Ärzten noch angewandt wurde, stand im Einklang mit der Säftelehre nach Galen. Das Uringlas wurde im Mittelalter zum Symbol des Ärztestandes schlechthin, der Harn im Glas wurde als Abbild des Körpers betrachtet, die Uroskopie schließlich als unfehlbar eingeschätzt. Neben dieser Diagnosetechnik wurden andere vernachlässigt, was bereits im 16. Jahrhundert zu Widerspruch und Streitschriften geführt hatte. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts intensivierte sich, auch mit Tissot, in der Schweiz die aufgeklärte Kampagne gegen die ausschließliche Anwendung dieses Diagnoseinstruments.⁴⁷

Im Einklang mit der Darstellung von Jeremias Gotthelf im Roman *Anne Bäbi* hat das Patientenverhalten, das ein sehr konservatives Element im ärztlichen Alltag war, Anteil daran, dass die Methode, die natürlich noch nicht mit chemischen Nachweisverfahren ergänzt war, weit bis ins 19. Jahrhundert

⁴⁶ Vgl. dazu Brändli 1990, S. 115, Tissot bezeichnet in seiner 1762 auf deutsch erschienenen „Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit“ die ausschließliche Anwendung der Uroskopie als „grobe Unwissenheit und Betriegererey“, zitiert nach Brändli, ebd.

⁴⁷ Vgl. Brändli 1990, S. 114-115.

beibehalten wurde. Der Tatsache, dass die Inspektion des Harns von den Patienten erwartet wurde, mussten sich auch die Landärzte fügen, wenn Sie nicht riskieren wollten, die Patienten an Kollegen oder gar Kurpfuscher zu verlieren.⁴⁸ Gotthelf stellt dies mit seiner Figur Anne Bäbi dar, die mit folgenden Worten vom Arztbesuch nach Hause kommt.

Das Wasser hätte er nicht angesehen; er machte lieber Visitleni [Besuche], Visitleni und ließe die teuer zahlen; für das Wassergeschaue gebe ihm niemand etwas. (ABJ I, 226)

Die Harnschau wird von ihr als selbstverständlicher Bestandteil eines Arztbesuchs gesehen, der auch nicht zusätzlich verrechnet werden sollte. Im Fortgang der Geschichte sucht Anne Bäbi tatsächlich einen nichtärztlichen Heiler auf, als sie realisiert, dass die vom Schulmediziner ausgehändigte Medizin ihren Sohn nicht innerhalb der von ihr gewünschten Zeit gesund machen wird.

Gotthelf stellt exemplarisch Szenen mit Interaktionen der Landbevölkerung und der Landärzte dar. Dabei werden die Verfehlungen der unvernünftigen Bauern, die sich nicht an die Empfehlungen der Doktoren halten, genauso dargestellt wie die der Ärzte, die zuwenig auf die Lebenswelt der Patienten und deren Angehörigen eingehen. Wie Gotthelf es zeigt, stehen sich zwei Welten in Unverständnis und gegenseitigem Hochmut gegenüber.

Jeremias Gotthelf bildet im Roman *Anne Bäbi Jowäger* auch die Epochenschwelle zwischen Vormoderne und Moderne ab, in der sich die ländliche Schweiz in der Mitte des 19. Jahrhunderts befindet.⁴⁹ Gotthelf stellt unter anderem die Auswirkungen dieser Übergangszeit in den sprachlichen Unvereinbarkeiten und Missverständnissen zwischen Arzt und Laien dar. Arzt und Patient beginnen, nicht mehr den gleichen Sprach- und Erfahrungsraum zu teilen. Dies ist auch eine Folge davon, dass die neue wissenschaftliche Medizin sich nicht mehr auf die Schilderung der Symptome durch die Patienten verlässt, sondern einzig die klinische Beobachtung, vorwiegend in Spitälern, heranzieht, die durch Sektionen kontrolliert und ergänzt wird.⁵⁰

⁴⁸ Vgl. Brändli 1990, S. 117, der entsprechende Quellen aus dem Kanton Zürich anführt.

⁴⁹ Vgl. hierzu und im folgenden Käser 2007, S. 183.

⁵⁰ Vgl. grundlegend zur Entwicklung der Medizin im 19. Jahrhundert: Roy Porter 2003, S. 307-325 und Erwin Heinz Ackerknecht: *Geschichte der Medizin*. 4. durchgesehene Auflage von „Kurze Geschichte der Medizin“. Stuttgart 1979, S. 127-148.

In Bern wurde 1797, 15 Jahre später als im Vorbild Zürich, von aufgeklärten Ärzten ein medizinisch-chirurgisches Institut gegründet, das der Verbesserung der wissenschaftlichen Bildung von Stadt- und Landärzten dienen sollte. Das Institut wurde zu einer Fakultät der 1805 gegründeten Akademie und im Jahr 1834 der neugegründeten Universität Bern. Akademisch ausgebildete Ärzte gab es davor nur sehr wenige und diese praktizierten meist in der Stadt, die üblichen Heilpersonen waren sogenannte Handwerkschirurgen, die eine Lehre mit anschließender Gesellenwanderung absolviert hatten. Das Konzept der Humoralpathologie war auch im 18. Jahrhundert noch vorherrschend. Zwar gab es auch in der Schweiz in der Aufklärungszeit zusätzlich eine Hinwendung zur Anatomie, die auch die Ausbildung ergänzt hatte, so wurde 1741 in Zürich ein anatomisches Theater eingerichtet, aber innovative Elemente wie z.B. die gegenseitige Annäherung von Medizin, Geburtshilfe und Chirurgie oder die Analyse und der Vergleich von Krankengeschichten, gelangten erst in der Zeit des ausgehenden Ancien Régime (bis 1798) zur Anwendung.⁵¹ Der grundlegende Wandel des ärztlichen Berufswissens hin zu einer naturwissenschaftlichen Ausrichtung setzt sich im 19. Jahrhundert fort. Die intensive Verwissenschaftlichung mit entscheidenden Erkenntnissen in den Disziplinen Physiologie, Bakteriologie und Chirurgie (Zelle und Zellstruktur, Mikroorganismen und Krankheitserreger, Narkose, Anti- und Asepsis) findet erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts statt. Dies ist nach der Zeit der Niederschrift von Gotthelfs *Anne Bäbi Jowäger*-Roman.

1.2.3 Die Naturwissenschaft als Evangelium

In einem Brief an Eduard Fueter schreibt Jeremias Gotthelf über die Konzeption des geplanten Romans: „Das erste Bändchen soll eine Menge einzelner medizinischer Kalbereien enthalten, den Unverstand des Publikums zeigen [...]. Im zweiten Band soll dann das Rechte und Tüchtige kommen, das Überwältigen der Finsternis durch einen alten Pfarrer, deinen Landarzt und Jakoblis Frau“⁵².

⁵¹ Vgl. dazu *Historisches Lexikon der Schweiz*, Artikel Ärzte, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16394.php>, zuletzt abgerufen am 27.11.2012.

⁵² Zitiert nach Carl Müller 1993, S. 14.

Mit dem „Landarzt“ im zweiten Romanband ist die Figur des jungen Arztes Rudi gemeint, des Neffen des Dorfpfarrers. Er ist die erste Arztfigur im Roman, die einen Namen hat und die einzige, sieht man vom Vater ab, der ebenfalls Arzt auf dem Land war, über deren Charakter, Lebens- und Arbeitsumstände der Leser, die Leserin mehr erfährt. Er tritt von der Mitte des zweiten Bandes an in Erscheinung und wird zu einer der Hauptfiguren, mit seinem Tod bzw. seinem Begräbnis findet der Roman seinen Abschluss. Gotthelf führt mit ihm den Typus des modernen, naturwissenschaftlich ausgebildeten und agierenden Arztes ein.

Der Doktor war ein junger, geistreicher und begeisterter Mann, der durchaus seinem Beruf sich hingab, in ihm und für ihn lebte. Er dokterte nicht, um Leben zu können, er lebte, für zu doktern; er dokterte nicht um des Lebens willen, nicht um der Ehre willen; er hätte Geld machen können wie Heu, Stadtdoktor oder gar Professor werden, aber das tat er alles nicht, sondern setzte für jeden seiner Patienten alles ein, was er hatte, Geld und Leben. Keine Nacht war so strub [stürmisch], die ihn abhielt zu gehen, wenn irgendwo Gefahr war, und nie kam er zu müde heim, um nicht noch die Mittel zu besorgen, welche sobald als möglich angewendet werden sollten. Wo Bedrängnis war, nahm er nicht nur kein Geld, er gab noch; daher wartete er Reiche und Arme mit gleicher Treue, und der Zulauf, den er hatte, war so groß, daß er in krankhaften Zeiten vormittag und nachmittag ein Pferd müde ritt oder fuhr. (ABJ II, 208)

Rudi wird über seinen unermüdlichen, hingebungsvollen Einsatz für seine Patienten charakterisiert und damit von den bisher dargestellten Arztfiguren des Romans abgehoben. Er setzt für jeden seiner Patienten, ob arm oder reich, „Geld und Leben“ ein. Heute würde man ihn als Idealisten bezeichnen, der eine mögliche gesellschaftlich, wissenschaftlich und finanziell erfolgreiche Karriere ausschlägt, um als Landarzt zu wirken. Die Verdienstmöglichkeiten auf dem Land sind für Mediziner allgemein schlechter als in der Stadt, dies bei gleichzeitig wesentlich größerem Einsatz. Eduard Fueter bemängelt im *Anne Bäbi*-Manuskript, das er als Mediziner auf Gotthelfs Bitte hin durchsieht, dass der Autor das Bild der Ärzte im Text zu grell zeichne. Als Ausgleich verlangt er „wenigstens“ die Bemerkung, „dass es wohl solche ausnahmsweise gäbe“ und fügt an „im allgemeinen aber ist der Beruf eines Landarztes tödlich, selten wird einer alt und die Strapazen und Mühen so vieler werden zu wenig in Betracht

—

gezogen; es ist ein schrecklicher Beruf und vielleicht der undankbarste [...].⁵³ Gotthelf hat sich diese Anmerkung zu Herzen genommen und in die Gestaltung der Figur Rudi einfließen lassen.

In die anfänglich nur positive Beschreibung der Figur Rudi bringt Gotthelf eine weitere, entscheidende Facette ein:

Aber einen eigensinnigen Kopf hatte er auch, heftig war er, wunderlich ebenfalls, bei der größten Gutmütigkeit, fromm war er auch, denn er war ein treuer Knecht seines Herrn, aber er hatte eigene Ansichten, er war kein Materialist, doch frug er allem Kirchlichen nichts nach, und die Geistlichen hatte er durchwegs auf der Mugge [mochte er nicht], und wo er einen bei einem Kranken antraf, da schnitt er Gesichter eine neue Ell lang. Er behauptete immer, er wisse es allemal am Puls eines Kranken, ob ein Pfarrer bei ihm gewesen sei oder nicht, und wenn er für einen Kranken das Möglichste tue und für sein Leben verantwortlich sei, so wolle er an seinem Bette auch alleine Meister sein. (ABJ II, 208)

Rudi ist zwar fromm und ein „treuer Knecht seines Herrn“, aber er ist „eigensinnig“. „wunderlich“ und hat seine „eigene Ansichten“. Obwohl er kein Materialist⁵⁴ ist, fragt er „allem Kirchlichen“ nicht nur nichts nach sondern hat sogar gegen dessen Personifikation, den Geistlichen, eine deutliche Abneigung, insbesondere, wenn er diesen am Krankenbett antrifft. Die negative Wirkung des Besuchs eines Pfarrers beim Kranken meint er empirisch an dessen Puls nachweisen zu können. Er hält sich als Mediziner allein für das Leben des Patienten verantwortlich und will „an seinem Bette auch alleine Meister sein“. Die Religion hat am Krankenbett nach Meinung des jungen Arztes nichts verloren und ist sogar schädlich. Der junge Arzt ist ein Rationalist, er vertraut ausschließlich auf seinen Verstand. Als naturwissenschaftlich Gebildeter repräsentiert er die moderne Medizin, die auf der Höhe ihrer Zeit ist und vertritt den professionellen Diskurs der Medizin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sein Onkel, der Dorfpfarrer wirft ihm vor:

Du hast auch ein System, nämlich alles für gering und unbedeutend zu achten, was du erlernt hast, und für die Hauptsache dich, deinen Blick, deinen Witz, das heißt die glückliche Zusammenstellung, dein Urteil, dein Geschick, den

⁵³ Zitiert nach Carl Müller, S. 75.

⁵⁴ Mit „Materialist“ spielt Gotthelf auf die französischen Materialisten der Aufklärung wie Julien Offray de La Mettrie, Dietrich von Holbach oder Adrien Helvétius an, die Religion und Glaube sehr radikal angegriffen haben, vgl. dazu Hans Joachim Störig: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, 13., überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt/Main 1987, S. 372-373.

Geist, aber deinen Geist. Du machst dich selbst zu deinem Gotte, aber auch dein Gott ist ein ohnmächtiger Gott. [...] und gebe Gott, daß es dir nicht wie deinem Vater geht, daß du an dir verzweifeln musst wie er an seinem Wissen, denn dein Weg ist noch viel der gefährlichere als sein Weg war. Dir selbst traust du alles zu, deinem Geiste, deinem Blicke, deiner Hand [...]. (ABJ I, 237)

Der Pfarrer hält ihm vor, dass er „das Heil nicht in die bisherige Wissenschaft“ setze, „sondern in die, welche aus dir hervorgehen werde, wie du meinst“. Rudi traut sich selbst, seinen Beobachtungen und seinem Urteil noch mehr als der überlieferten und an ihn weitergegebenen Wissenschaft und nähert sich darin nach Meinung des Pfarrers „auffallend den Sektierern, welche das Heil auch nicht im Buchstaben suchen, sondern in dem ihnen, wie sie meinen, innewohnenden Geist.“ (ABJ II, 235). Nach heutigen Maßstäben agiert Rudi als perfekter Wissenschaftler: unabhängig, mit eigenem Urteilsvermögen, ausschließlich auf seinen Verstand und seine eigene Beobachtung vertrauend. In den Augen des Pfarrers macht er sich damit selber zu seinem Gott und gibt dadurch den wahren Gott preis. Er prophezeit ihm, dass er diesen „in der höchsten Not“ (ABJ II, 237) missen werde. Am Ende des Romans, der Arzt stirbt an Erschöpfung, wird sich diese Voraussage erfüllen. Da Rudi sich selber alles zutraut, ist er als Arzt auch für den Ausgang seiner Therapien allein verantwortlich „wenn du fehlst, so schreibst du die Schuld nicht dem Mittel zu, sondern dir [...] du hast gefehlt und nicht die Wissenschaft, nicht das Mittel“ (ABJ II, 237). Der naturwissenschaftliche Arzt überschätzt sich nach Ansicht des Pfarrers, er macht ausschließlich sich selber für den Erfolg oder Misserfolg seiner Behandlungen verantwortlich. Eine göttliche Instanz, die ihn darin entlasten könnte, akzeptiert er nicht. Der Pfarrer warnt Rudi vor dieser Selbstüberforderung als Arzt.

Denn es ist fürchterlich, wenn man sich einbildet, Leben und Tod habe man in der Hand, und während man Leben spenden will, kömmt der Tod heran“ (ABJ II 238).

Er hat zudem Sorge, dass sein Neffe bei Todesfällen seiner Patienten einer möglichen Kritik der Angehörigen nichts entgegensetzen kann und an den Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen zerbrechen wird. Er schlägt ihm vor:

[b]leugst du dich aber demütig unter die höhere Macht, erkennst ihr Wirken über deinem, fassest so recht die Grenzen des menschlichen Wissens und Könnens, so fallen die Selbstpeinigungen über Dinge, welche nicht in deiner Gewalt standen, weg. (ABJ II, 244)

Eine solche Einschränkung in seinem Selbstverständnis als alleinwissender und alleinkönnender Arzt und Wissenschaftler kann Rudi aber nicht annehmen.

Rudi ist seinem Vater, der auch Landarzt war, in seiner Haltung im Beruf sehr ähnlich. Beide opfern sich für die Patienten auf. Beide lehnen als Rationalisten jede irrationale oder mystische Erklärung in der Medizin ab. Sie vertreten aber nicht nur biologisch sondern auch von ihrem wissenschaftlichen Hintergrund her zwei verschiedene Generationen. Der ältere Arzt ist ein Mediziner des Aufklärungszeitalters, er war „der wissenschaftlichste Arzt weit umher“ (ABJ II, 228).

Er [Bruder des Pfarrers, Vater des Arztes] ward in der Zeit gebildet, wo die Erkenntnis der Menschen Riesenschritte machte, der Verstand seine Grenzen unendlich erweiterte und darum in den Wahn verfiel, er hätte alle andern Gebiete verschlungen, wo der Mensch der Kräfte der Natur sich bemeisterte und sich einbildete, es gebe keine wirkenden Kräfte mehr als die, welche er in Ketten und Banden geschlagen, deren Wirkungen er erforscht und sie zu regeln imstande sei. [...] Was er durch das Wissen erforscht meinte, hielt er für untrüglich, brachte es in ein System, und dieses System war sein Evangelium. Und weil die Mediziner, welche sich ursprünglich hauptsächlich mit diesen Naturwissenschaften beschäftigten, dieses Evangelium, dass alles was sei, auch vom Menschen müsse erklärt werden können, erfunden, so hielt er sie für das Licht der Welt, die den Schlüssel zu allem in der Tasche trügen, und von diesem hohen Standpunkte aus lächelte er auf alle nieder, die unter ihm im Dunkeln tappten, das heißt noch an Dinge glaubten, welche sie weder sehen noch zergliedern konnten. (ABJ II, 223)

In den Augen des Pfarrers war sein Bruder ein Dogmatiker, der das in ein System gebrachte Wissen absolut setzte und das System als sein Evangelium betrachtete. Er wirft den Wissenschaftlern der Aufklärung Überheblichkeit vor, weil sie danach trachteten, die Natur zu beherrschen und nur anerkannten, was rational erklärbar war. In Experimenten „bemeisterte“ sich der Bruder der Kräfte der Natur und erkannte nur diejenigen an, „welche er in Ketten und Banden geschlagen“, also experimentell erforscht hatte. Sein Wissen war „gleichsam sein Gott, seine Kunst, seine Religion“ (ABJ II, 233). Hanns Peter Holl hat darauf hingewiesen, dass das Wissenschaftsverständnis des alten Arztes, sein Glaube an die experimentierenden Naturwissenschaften, erst in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts passt. Wenn man sein Geburtsjahr 1770 ansetzt, hat er seine Studien jedoch vor der Jahrhundertwende begonnen, diesen medizinhistorischen

Anachronismus erklärt Holl mit „Gotthelfs Voraussicht“⁵⁵. Der Roman *Anne Bäbi* ist bekanntlich 1843/44 erschienen. Der Arzt hat seine Kräfte bei der Bekämpfung eines grassierenden „Nervenfiebers“, wahrscheinlich Typhus, überfordert. Trotz seines wissenschaftlichen Zugangs bei der Ausübung seines Berufs und unbestrittener Heilerfolge sterben an dieser Krankheit besonders viele seiner Patienten, ein „einfältiger“ Arzt mit schlechtem Ruf hingegen konnte sehr viele Erkrankte retten. Der Bruder des Pfarrers wusste als Arzt, konnte aber nicht, der andere Arzt dagegen konnte, ohne zu wissen. Dieses Missverhältnis zwischen Wissen und Können, zwischen Tun und Gelingen hat den Arzt „fürchterlich“ (ABJ II, 232) ergriffen, er hat sich davon nie mehr erholt und starb jung.

Gotthelf legt in die Beschreibung dieser zwei, an ihrem ärztlichen und wissenschaftlichen Engagement scheiternden Arztfiguren eine klare Wissenschaftskritik. Die menschliche Vernunft darf für ihn nicht das „Maß der Wirklichkeit“⁵⁶ werden.

2. DIE SEELE

Die Romanhandlung, die im ersten Band des Romans vorwiegend im Jowägerhaus spielt, verlagert sich im zweiten Band ins Pfarrhaus, beim Dorfpfarrer treffen nun die Handlungsstränge aufeinander. Hier finden die Diskussionen des Geistlichen mit dem jungen Arzt statt, hier auch trifft der Pfarrer den jungen Vikar mit seiner abweichenden theologischen Auffassung. Die Titelfigur Anne Bäbi wird im Verlaufe der Romanhandlung zunehmend als „Prototyp eines Menschen in der Glaubenskrise der Neuzeit“⁵⁷ dargestellt. Die

⁵⁵ Hanns Peter Holl: *Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution und Liberalismus in seinen Romanen*. Tübingen 1985 (Studien zur deutschen Literatur; Bd. 85), S. 102-103.

⁵⁶ Vgl. dazu Pierre Cimaz: *Jeremias Gotthelf (1797-1854). Der Romancier und seine Zeit*. Aus dem Französischen von Hanns Peter Holl. Tübingen, Basel 1998, hier S. 219.

⁵⁷ Philipp W. Hildmann: *Schreiben im zweiten konfessionellen Zeitalter. Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) und der Schweizer Katholizismus des 19. Jahrhunderts*. Tübingen 2005, S. 180. Hildmann weist darauf hin, dass sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert die konfessionellen Gegensätze in der Schweiz verstärken und eine Rekonfessionalisierung einsetzt, die 1847 im Sonderbundskrieg, einen Bürgerkrieg zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen, gipfelt. Im 18. Jahrhundert hatten der Pietismus und die Einflüsse der Aufklärung die Unterschiede zwischen den Konfessionen noch abgeschwächt.

ursprüngliche Aufklärungsschrift gegen Kurfuscher wird mehr und mehr zu einem Epos über die Themen Glaube, Unglaube und Aberglaube.⁵⁸

Der Schweizer Protestantismus wurde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von einer „großen Rückkehr des Religiösen“⁵⁹ erfasst. Dies hängt mit der Romantik zusammen und stellt einen Bruch mit der als zu rational empfundenen Religion des 18. Jahrhunderts dar. Der allgemeine Modernisierungsprozess hatte Auswirkungen auf die Verbindlichkeit der kirchlichen Lehre, innerhalb des Protestantismus bildeten sich widerstreitende Tendenzen aus.⁶⁰ Zu den sich entwickelnden religiösen Kräften gehört die Erweckungsbewegung. Neben romantischen und aufklärerischen Einflüssen wirkte in ihr in neuer Konstellation eine Vielfalt von Traditionen der Reformation, der Orthodoxie und des Pietismus nach.⁶¹ Die Erweckungsbewegung brachte eine geistliche Erneuerung, führte aber auch zu einer Aufsplitterung des Protestantismus. Neben den Landeskirchen entstanden Gemeinschaften und bald auch Freikirchen, die von der neuen Kultus- und Glaubensfreiheit profitieren konnten. Es wurde evident, dass persönliche Überzeugungen nicht mehr mit den durch das herrschende politisch-religiöse System vertretenen übereinstimmen mussten. In der Schweiz ging die Erweckungsbewegung von zwei Zentren aus: Basel und Genf.⁶² In Basel setzte sich die Deutsche Christentumsgesellschaft das Ziel, gegen die rationalistische Aufklärungstheologie zu wirken, daraus entstand eine Reihe von missionarischen, pädagogischen und karitativen Organisationen und sozialen Einrichtungen, z.B. 1815 die Basler Mission („Äußere Mission“) oder ab 1842 Diakonissenhäuser („Innere Mission“). Es wurde zudem ein theologischer Lehrstuhl an der Basler Universität gestiftet. In Genf wurde der *Réveil* begründet, der mit Unterstützung von Barbara Juliane von Krüderer auf Traditionen des

⁵⁸ Vgl. Hildmann 2005, S. 182.

⁵⁹ Vgl. zum folgenden: *Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz*. Im Auftrag eines Arbeitskreises hrsg. v. Lukas Fischer, Lukas Schenker und Rudolf Dellsperger. 2. korrigierte Auflage. Freiburg/Schweiz, Basel 1998, hier S. 215-219.

⁶⁰ Vgl. dazu Werner Hahl: *Jeremias Gotthelf, der „Dichter des Hauses“: die christliche Familie als literarisches Modell der Gesellschaft*. Stuttgart, Weimar 1993, S. 121.

⁶¹ Vgl. dazu Rudolf Dellsperger: *Gotthelf im Kontext der Schweizer Kirchen- und Theologiegeschichte*. In: Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann (Hgg.): *Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe*. Tübingen 2006, S. 235-254. Hier S. 235.

⁶² Vgl. dazu *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag „Erweckungsbewegungen“ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11425.php>, zuletzt abgerufen 30.12.2012.

Herrnhutertums zurückgriff und ebenfalls nach Alternativen zu dem in der Kirche herrschenden Rationalismus suchte. 1831 errichtete diese Neuerungsbewegung die Evangelische Gesellschaft, dies verankerte den Réveil gesellschaftlich und sicherte der Bewegung die finanzielle Unterstützung durch die Genfer Elite. Der Genfer Réveil fand durch Antoine Louis Galland auch in Bern Verbreitung, seine „Buß- und Gerichtspredigt“ an der dortigen Französischen Kirche polarisierte stark.⁶³ Ausgangspunkt der Genfer erwecklerischen Bewegung war die theologische Fakultät, wo die Studenten einen direkteren Zugang zu Gott und ein intensiveres Studium der Heiligen Schrift anstrebten und sich für die charakteristischen Themen *Erwählung*, *Rechtfertigung*, *Schwere der Sünde* und *Notwendigkeit der Bekehrung* interessierten.⁶⁴ Die Erweckungsbewegung findet im Kanton Bern wie auch ein Jahrhundert früher der Pietismus eine rege Aufnahme.

2.1 Der Theologe Jeremias Gotthelf / Albert Bitzium

Albert Bitzium, der 1797 geboren wurde, ist erst im Alter von 40 Jahren zu *Jeremias Gotthelf* geworden. Er nahm den Namen, den er dem Protagonisten und Ich-Erzähler seines ersten Romans *Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben*⁶⁵ gegeben hat, als Schriftsteller-Pseudonym an.

Albert Bitzium hat in Bern Theologie studiert.⁶⁶ Er entstammte einer alteingesessenen Berner Beamten- und Pfarrerrfamilie, die bereits 17 Pfarrer hervorgebracht hatte, auch beide Großväter und sein Vater waren protestantische Geistliche. Das Studium, das er an der Akademie, einer Vorstufe der Universität Bern, die 1834 gegründet wurde, absolviert hat, dauerte sechs Jahre und war in zwei Phasen aufgeteilt: die erste, die sogenannte Philosophie, war eher allgemeinbildender Natur, die zweite umfasste das eigentliche Theologiestudium.

⁶³ Vgl. dazu Dellsperger 2006, S. 243.

⁶⁴ Vgl. *Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz*, S. 215.

⁶⁵ Jeremias Gotthelf: *Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben*. Erster Band der *Sämtlichen Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden*, in Verbindung mit der Familie Bitzium. Hrsg. v. Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Jucker. Erlenbach/Zürich 1911-1977.

⁶⁶ Vgl. dazu grundlegend: Hanns Peter Holl: *Jeremias Gotthelf: Leben Werk Zeit*. Zürich, München 1988, S. 34-41.

Albert Bitzios bestand seine theologischen Examina 1820. Im Jahr 1840 schreibt er rückblickend „[d]rei Jahre brachte ich in der sogenannten Theologie zu, sie waren für mich wissenschaftlich nicht fruchtbar“⁶⁷. Er fühle, schreibt er als Student, „dass ich nun einmal zu einem Gelehrten durchaus untüchtig bin [...]. Es bleibt mir daher nichts übrig, als soviel Kenntnis wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne“⁶⁸. Bereits in seiner Studienzeit unterrichtet Bitzios eine Schulklasse und macht nach Ansicht Hanns Peter Holls bereits da die Erfahrung, dass er die „christliche Botschaft, damit sie gehört wurde, nicht in kirchlicher Form, sondern über die Schule – und dann über die Dichtung – verkünden musste“⁶⁹. Holl betont die weltzugewandte Religiosität von Bitzios, der mit „Frömmelei“ nichts anfangen konnte. Belegt ist, dass Albert Bitzios schon als Student sowohl in theoretischen Schriften u.a. von Johann Gottfried Herder, Friedrich Schiller, Friedrich Schlegel, Friedrich Schleiermacher, Jakob Fries als auch in der Weltliteratur belesen war, später wird er ein großes Verehrer von Jean Paul werden.⁷⁰ Dazu passend hat Albert Bitzios, der auch außerhalb seiner Studien an der Akademie sehr aktiv war, die dort angesiedelte „Literarische Gesellschaft“ mitbegründet.

Nach Abschluss des Studiums tritt Bitzios eine Stelle als Vikar bei seinem Vater an. Er verlässt die Pfarrgemeinde aber bereits ein halbes Jahr später wieder, um ein Studienjahr in Göttingen zu verbringen, wo er Ostern 1821 eintrifft. Göttingen war als Studienort für Schweizer und besonders Berner Studenten in der Nachfolge von Albrecht von Haller sehr beliebt. An der Universität hört Bitzios Vorlesungen über Kirchengeschichte, Weltgeschichte und Geschichte der Philosophie und Ästhetik.⁷¹ Diese fesseln ihn aber nicht sonderlich, laut eigenem, sehr selbstbewussten Bericht betont er erneut seine Eignung zum theologischen Praktiker.

⁶⁷ Zitiert nach Holl 1988, S. 38.

⁶⁸ Brief an Bitzios' ehemaligen Kommilitonen Bernhard Studer, zitiert nach Holl 1988, S. 39.

⁶⁹ Vgl. Holl 1988, S. 39-40.

⁷⁰ Vgl. Holl 1988, S. 35.

⁷¹ Vgl. Holl 1988, S. 47.

Studien und Kollegienlust haben mir nie am besten angeschlagen [...]. Zudem ist eigentlich meine ganze Geistes-Konstitution mehr auf Wirksamkeit im praktischen Leben berechnet als auf die tiefen Studien. In der ernsten Wissenschaft werde ich nie etwas leisten, sobald ich nur Kenntnisse genug zu meinem Beruf besitze, was ich auch zu Hause noch bewerkstelligen kann, da gegenwärtig mein gelegter Grund so hoch schon ist als das Gebäude von manchem, der ihm sein Lebenlang genügen soll.⁷²

In den Semesterferien unternimmt Bitzium eine fünfwöchige Fußreise durch Norddeutschland, wo es zu einer für ihn faszinierenden Begegnung kommt. Ein Reisegefährte nimmt ihn nach Loccum zu einem Onkel mit, der in einem lutheranischen Predigerseminar Fortbildungskurse für Pfarrer abhält. Diese Begegnung mit Arnold Heinrich Wagemann, der gleichzeitig ein anerkannter Arzt und Theologe ist, hat den Studenten Bitzium tief beeindruckt. Eine Person, die die beiden Bereiche Medizin und Theologie in sich vereinigte, wurde ihm ungeachtet der lediglich eintägigen Bekanntschaft „nützlicher als viele, die durch lange Mühe um mich meine Dankbarkeit erworben“⁷³. Es ist sehr gut möglich, dass sich Jeremias Gotthelf bei der Niederschrift seines Romans *Anne Bäbi Jowäger*, in dem er das Aufeinandertreffen und Miteinander von Medizin und Theologie thematisiert, an diese über 20 Jahre zurückliegende Begegnung erinnert hat⁷⁴.

Albert Bitzium, der in einer Zeit großer politischer und gesellschaftlicher Umbrüche geboren wurde und seine Tätigkeit als Pfarrer aufnahm, machte sich keine Illusionen über den Stellenwert der Religion, des Christentums in einer Zeit zunehmender Säkularisierungsprozesse in Politik und Gesellschaft. Im jährlichen Visitationsbericht nach seiner Rückkehr in das Vikarsamt schreibt er: „Durch Predigten ist äußerst wenig zu machen [...]. Dem Strom der Zeiten ist nicht zu wehren“. Er sieht in der Tätigkeit an Schulen und deren Ausbau besonders auf dem Land eine wichtige Möglichkeit, im christlichen Sinne auf die Menschen einzuwirken. Die Landschulen „sind gegenwärtig fast die einzige Handhabe, woran ein Seelsorger das Wohl der Gemeinden aufrichten kann, und fast auch das

⁷² Aus einem Brief an Albert Bitzium's Vater in der Göttinger Zeit, zit. nach Holl 1988, S. 48.

⁷³ Aus Bitzium's Reisebericht, zit. nach Holl 1988, S. 48.

⁷⁴ Kurt Guggisberg vermutet, dass Gotthelf den Pfarrer in *Anne Bäbi Jowäger* mit Zügen dieses Theologen und Mediziners ausgestattet hat, vgl. dazu Kurt Guggisberg: *Jeremias Gotthelf als Theologe*. In: Walter Laedrach (Hg.): *Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten*. Bern 1954, S. 121-136. Hier S. 123.

einzigste Mittel [...] der zerfallenden Religion und Sittlichkeit emporzuhelfen“⁷⁵. Für Albert Bitzios sollten Schulen, aber auch Krankenhäuser und die sich langsam verbreitenden Sparkassen unter der Ägide der Kirche stehen.⁷⁶ Diese Forderung ist vor dem Hintergrund des sich verbreitenden Pauperismus in dieser Zeit elementarer wirtschaftlicher Veränderungen und intensiven Bevölkerungswachstums zu sehen.⁷⁷ Der Vikarstelle bei seinem Vater in Utzenstorf folgt nach dessen Tod eine Verpflichtung an die Heiliggeistkirche in Bern, nach einem Jahr wechselt er als Vikar nach Lützelflüh im Emmental, wo Bitzios schließlich 1832 zum Pfarrer gewählt wird und bis zu seinem Tod 1854 bleiben wird. Albert Bitzios kümmert sich als Schulkommissär seit 1835 um den Ausbau von Schulen in Sinne Johann Heinrich Pestalozzis. Dessen letzte Rede, sie wurde in Anwesenheit des betagten Reformers verlesen und handelte von der sich durch Industrialisierung zunehmend verändernden Lage der Schweiz, hatte er 1825 in Langenthal gehört. Zusätzlich wird Bitzios im Rahmen der staatlichen Lehrerausbildung mit dem Geschichtsunterricht betraut. Er engagiert sich auch energisch für Verbesserungen im Armenwesen und ruft eine Armenerziehungsanstalt ins Leben. Seine Einflussmöglichkeiten sind allerdings beschränkt, er gerät oft in Konflikt mit den Behörden und das ihm als Schulinspektor vorstehende Erziehungsdepartement reagiert meist nicht auf seine Berichte und Anträge. Als Geistlicher hat Bitzios zudem keine Möglichkeit, politische Ämter anzunehmen, die neue Verfassung von 1831 schließt dies aus. Die liberale politische Bewegung, deren Anhänger und Unterstützer Bitzios war, wird zunehmend radikalisiert. Seiner Auffassung nach kann aber ein verantwortungsbewusster Christ unmöglich ein politisch Radikaler sein⁷⁸. Gotthelf will einen toleranten christlichen, aber keinen „religiös indifferenten“ Staat, wie ihn die Politik der Regenerationszeit angestrebt hat.⁷⁹ Seine

⁷⁵ Ausschnitt aus dem Visitationsbericht, zit. nach Holl 1988, S. 51.

⁷⁶ Siehe dazu grundlegend Holl 1988, S. 58.

⁷⁷ Vgl. zum Phänomen *Pauperismus* in der Schweiz: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Eintrag „Pauperismus“ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16091.php>, zuletzt abgerufen am 16.01.2013.

⁷⁸ Vgl. Winfried Bauer: *Jeremias Gotthelf. Ein Vertreter der geistlichen Restauration der Biedermeierzeit*. Stuttgart 1975 (Studien zur Geschichte und Poetik der Literatur; Bd. 41), S. 105.

⁷⁹ Vgl. Werner Hahl: *Jeremias Gotthelf, der „Dichter des Hauses“: die christliche Familie als literarisches Modell der Gesellschaft*. Stuttgart, Weimar 1993, S. 123/124.

Hinwendung zur Literatur⁸⁰ findet auch vor diesem Hintergrund statt und bietet ihm eine Möglichkeit zum Handeln, Albert Bitzium wird als Jeremias Gotthelf zu einem kämpferischen Schriftsteller werden. Ulrich Knellwolf weist darauf hin, dass Bitzium sein literarisches Schreiben als theologisch wichtigen Teil seines Pfarramts verstanden hat und sein Erzählen auch als theologische Äußerung sah⁸¹ und belegt dies anhand von Bemerkungen in Briefen sowie Vor- und Nachworten zu seinen erzählenden Texten. Bitzium's Hinwendung zum Schreiben betrachtet Knellwolf überdies als Suche nach einem Ausweg aus einer Predigtkrise, die, wie oben angemerkt, aus dem Wissen herrührt, dass die Predigt das Leben in einer Zeit, in der das Verhältnis zwischen Kirche und Welt problematisch wurde, nicht mehr zu durchdringen vermag.⁸²

Die religiöse und kirchliche Mentalität in Bern in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist „in seiner altreformierten Eigentümlichkeit“ geschichtlich bestimmt, das kirchliche Leben „wohlkonserviert“⁸³. Rudolf Dellsperger sieht den Akzent des theologischen Lebens in Bern zu dieser Zeit auf der „Sachlichkeit der Theologie“, auf der „praxis pietatis“ und auf der „Rezeption und Geltung des altreformierten Erbes“ liegen.⁸⁴ Hauptmerkmal der vorherrschenden religiösen Bildung war das Bestreben, „Christentum und Leben, Religion und Bildung“ aufeinander zu beziehen und in Einklang zu bringen.⁸⁵ Auch Albert Bitzium ist die Einheit von Erkenntnis und Tat wichtig, er fühlte sich der „reformatorischen und später reformierten Tradition“ der Berner Staatskirche viel eher verbunden als

⁸⁰ Vgl. grundlegend zur Entwicklung vom Pfarrer Albert Bitzium zum Schriftsteller Jeremias Gotthelf: Cimaz 1998, S. 15-37. Der sehr aussagekräftige Titel des Kapitels lautet „Dichtung als Vita activa“.

⁸¹ Ulrich Knellwolf: „Ein Mann des Wortes“: *Grundzüge der Theologie Jeremias Gotthelfs*. In: Hanns Peter Holl, Harald J. Wäber (Hgg): „...zu schreien in die Zeit hinein...“. Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzium (1797-1854). Bern 1997, S. 177. Knellwolf weist auch auf die Rolle der Bibel als „Sprachlehrerin“ für Gotthelf hin, S. 183-184.

⁸² Vgl. Ulrich Knellwolf: *Gleichnis und allgemeines Priestertum. Zum Verhältnis von Predigtamt und erzählendem Werk bei Jeremias Gotthelf*. Zürich 1990 (Zugleich Zürich, Univ. Diss. 1990). S. 15. Der Theologe Knellwolf betont, dass Gotthelfs Bücher „gerade in ihrer Form und Sprache, Anfragen an die Theologie und die Kirche ihrer Zeit stellten“, diese aber von theologischer Seite nicht ernst genommen wurden, vgl. ebd.

⁸³ Vgl. dazu Dellsperger 2006, S. 238.

⁸⁴ Dellsperger 2006, S. 238. Dellsperger bezieht sich hier auf einen Bericht des neu aus Hessen an die Universität Bern berufenen Karl Bernhard Hundeshagen, in dem dieser seinen Eindruck von der theologischen Situation in Bern schilderte, Hundeshagen war von 1834 bis 1847 Professor für Kirchengeschichte in Bern.

⁸⁵ Vgl. Dellsperger 2006, S. 240.

einem abstrakten Bekenntnis oder einer theologischen Schule⁸⁶. Der einzige seiner Lehrer in Bern und Göttingen, der Bitzium beeindruckte und für dessen Aufnahme an die Berner Akademie er während der Studienzeit sogar – vergeblich und mit einem Verweis sanktioniert – demonstriert hatte, war Johann Ludwig Samuel Lutz, Bitziums Hebräischlehrer am Gymnasium. Er war an Kant und Schleiermacher geschult und vermochte, was Bitzium sehr imponierte, die theologische Wissenschaft und ein christliches Leben zu einer überzeugenden Einheit zu verbinden. Die „christliche Aufklärung und Bildung der Menschen gemäß ihrer Bestimmung“ war denn auch das Programm von Bitzium. Er hielt wenig von der Erweckungsbewegung und der „erwecklichen“ Predigt, entscheidend für ihn war die Übereinstimmung zwischen Frömmigkeit und Tat.⁸⁷ Albert Bitzium kann, was seine theologische Ausrichtung betrifft, als Eklektiker bezeichnet werden. In der Vielfalt der theologischen Traditionen weiß ihn Dellsperger „nicht eindeutig“ zuzuordnen, „reformiert-reformatorischer Geist und Pietismus“, sowie Aufklärung und Idealismus in ihrer christlichen Ausprägung hätten ihn, neben anderen Quellen, geprägt.⁸⁸ Winfried Bauer⁸⁹ weist allerdings Bitziums frühen Predigten einen „erwecklichen Zug“ nach und ist überzeugt, dass er in den 1820er Jahren mehr von der Erweckungsbewegung beeinflusst war als ihm selber bewusst gewesen sei. Die „frömmelnde“ Richtung mit stark pietistischen Zügen, die die Erweckungsbewegung in der Schweiz bald angenommen hat, hat Bitzium aber verabscheut und ihr mit dem Vikar im *Anne Bäbi Jowäger*-Roman ein negatives Denkmal gesetzt. Albrecht Schöne⁹⁰ fasst die Einordnung des Theologen Bitzium zusammen: „[m]an hat Bitzium einen Orthodoxen und einen Pietisten genannt, ihn als supranaturalistischen Rationalisten bezeichnet, als Liberalen, als Biblizisten, als Mystiker [...]. All das mit gleichem, mit gleich geringem Recht, denn von alledem trägt er Züge an sich“. Schöne meint weiter, dass Bitzium nicht von einer „starre[n] theologische[n] Systematik“ und einer verfestigten Lehrmeinung bestimmt war, sondern von einer „wirklich-

⁸⁶ Vgl. dazu und im folgenden Dellsperger 2006, S. 238-239.

⁸⁷ Dellsperger 2006, S. 242-243.

⁸⁸ Dellsperger 2006, S. 250.

⁸⁹ Bauer 1975, S. 98-99.

⁹⁰ Siehe Albrecht Schöne: *Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne*. Göttingen 1968 (= *Palestrina* Band 226), S. 142.

keitszugewandte[n] Frömmigkeit“ und sieht in Bitzius’ sehr weit gefasster Religiosität mit ihrem „unendlichen inneren Reichtum“ neben der Bibel die Voraussetzung für sein Schreiben.

2.2 Der Dorfpfarrer

Die Handlung spielt im zweiten Romanteil vorrangig im Pfarrhaus, das häusliche Leben der Pfarrfamilie wird – wie jenes der Familie Jowäger im ersten Teil – anschaulich geschildert. Wie Ulrich Knellwolf darlegt, will Gotthelf im Roman *Anne Bäbi Jowäger* mit der Figur des Geistlichen vor allem die Lebenshaltung dieses Dorfpfarrers diskutieren.⁹¹ Die im Pfarrhaus geführten Gespräche, die eine entscheidende Rolle im Roman einnehmen, handeln „von der dem Amt des Wortes entsprechenden Haltung“⁹². Im *Anne Bäbi* hat Gotthelf wie in keinem anderen seiner Werke seine Gedankenwelt und seine Auffassung vom Christentum entwickelt.⁹³ Die Figur des Dorfpfarrers gestaltet er als Vertreter eines milden rationalen Supranaturalismus, einer kirchlichen Strömung, der die meisten älteren Berner Geistlichen der 1830er und 1840er Jahre anhängen.⁹⁴⁹⁵

Der Pfarrer wird auf folgende Weise beschrieben:

Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehen. Gegen die Menschen war er milde und je milder, um so niedriger sie stunden, jedoch konnte er gegen Unvernunft sehr heftig werden und umso heftiger, je höher herab sie kam; auch über der Armen Trägheit und Unverschämtheit ereiferte er sich oft, nebenbei aber gab er ihnen reichlich und mehr als er oft selbst billigte. (ABJ II, 162/163)

Er zankt nicht „um Glaubensformen“, ihm geht es um die „Glaubenswerke“, um das christliche Handeln, nicht um eine nach außen gezeigte Frömmigkeit. Er kann

⁹¹ Vgl. Knellwolf 1990, S. 165. Der Theologe und Pfarrer Knellwolf erkennt im Roman *Anne Bäbi Jowäger* den „Entwurf einer Pastoraltheologie“, dies ist auch der Titel des entsprechenden Unterkapitels S. 142. Im Roman werde weniger die Ansicht Gotthelfs über die Seelsorge dargestellt, als vielmehr ein „narrativer Abriss der Pastoraltheologie“.

⁹² Knellwolf 1990, S. 144.

⁹³ Vgl. Knellwolf 1990, S. 144.

⁹⁴ Vgl. Kurt Guggisberg: *Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben*. Zürich, Leipzig 1939, S. 246.

⁹⁵ *Supranaturalisten* sind neben *Rationalisten* und *Naturalisten* die Vertreter einer der drei Hauptströmungen der protestantischen Aufklärungstheologie, sie unterscheiden sich in ihrer unterschiedlichen Beurteilung der Bedeutung der Offenbarung als Erkenntnisquelle. Die Begriffe stammen von Immanuel Kant. Vgl. dazu Dorothee Meili: *Gott – Mensch – Mitmensch. Zum Kaminfeuergespräch im Roman Anne Bäbi Jowäger von Jeremias Gotthelf*. Zürich 1980 (Zürich, Univ.-Diss.), S. 61-63.

nach Hildmann als „Vertreter menschlicher Weisheit im Roman“⁹⁶ gesehen werden, ist tolerant und undogmatisch. Gotthelf beschreibt das Miteinanderleben im Pfarrhaus als idealtypisch, es walten „Liebe und Vernunft, Wärme und Licht“⁹⁷, die ins Leben, zu den Dorfbewohnern hinausstrahlen. Daraus erwächst die Weisheit des Pfarrers, die sich nach Hanns Peter Holl in drei Hauptzüge aufgliedern lässt: Sie besteht zum einen aus der unbestechlichen Menschenkenntnis des Pfarrers, der seine Gläubigen ganz genau kennt, weiters aus seiner Ablehnung von jeglichem Dogmatismus und jeglicher Ideologie und drittens aus seiner Auffassung, dass der Mensch nicht sein eigener Herr sei und nicht alles in seiner Macht liege. Seine Tochter, die gegenüber dem Vikar das Sprachrohr ihres Vaters ist, fasst den letzten Punkt zusammen: „[E]s bedarf der Demut, der Anerkennung unserer Ohnmacht, der Allgewalt Gottes“ (ABJ II, 363).

In der Sekundärliteratur wird häufig diskutiert, ob der Pfarrer von Gutmütigen Jeremias Gotthelf entspreche. Pierre Cimaz vertritt die Ansicht, dass dieser „durch den ganzen Roman hindurch der Dolmetscher für das Denken des Autors“⁹⁸ ist. Peter Rusterholz hält die Positionen der Figur und Gotthelfs einander für nahe. Eine Gleichsetzung sei aber schon deshalb falsch, weil die Personenrede des Pfarrers und die auktoriale Rede oft nicht übereinstimmen.⁹⁹ So kritisiert der auktoriale Erzähler in einem Einschub den Pfarrer, der soeben seine Meinung über den Vikar geäußert hat: „[u]ngerecht war unser Pfarrer doch“ (ABJ II, 202).

Der Dorfpfarrer ist eine Autorität im Ort, die Bewohner achten und lieben ihn.

Ihr alter Herr war ihnen lieb und wert, seine Glaubensweise war auch die ihre, die Mehrzahl der Gemeinde hat er getauft und unterwiesen, in alle Lebensverhältnisse einen scharfen Blick, für alle einen guten Rat, und was er schrieb, das war geschrieben. Er stund in großer Achtung rundum. (ABJ II, 384)

Sie schätzen seine von einem tiefen Verständnis für die Menschen geprägte Religiosität und Seelsorge, die die Lebensumstände der Gläubigen einbezieht.

⁹⁶ Vgl. Hildmann 2005, S. 193.

⁹⁷ Vgl. hier und im folgenden Holl 1985, S. 112-114.

⁹⁸ Vgl. Cimaz 1998, S. 233.

⁹⁹ Vgl. Peter Rusterholz: *Gotthelfs „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“: Historischer Anlass und aktuelle Bedeutung*. In: Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hgg.): *Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf*. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 43-54. Hier S. 49.

Der Pfarrer zeichnet sich durch seine Unabhängigkeit aus.¹⁰⁰ Er lehnt die moderne Erweckungsbewegung ab, mit der er in Verkörperung seines Vikars täglich konfrontiert wird, Jahrzehnte zuvor war er gegen die damals aktuelle rationalistische Theologie. Nach Cimaz verkörpert Gotthelf im alten Dorfpfarrer „die unveränderliche Wahrheit eines auf Demut und Liebe beruhenden Christentums“¹⁰¹. Er ist die unabhängige Idealfigur zwischen den beiden Repräsentanten des theologischen und des wissenschaftlichen „Zeitgeistes“, dem Vikar und dem jungen Arzt Rudi. In langen Gesprächen mit seinem Neffen am Kaminfeuer hält er dessen Glauben an die moderne Naturwissenschaft seine eigene christliche Weltsicht entgegen.

Gotthelfs Dorfpfarrer im Roman *Anne Bäbi* löst die Forderungen ein, die er in einem Gespräch mit Rudi dem „Volk“ zugesteht.

Darum fordert das Volk von seinem Geistlichen mit Recht zwei Dinge: erstens einen reinen Wandel, zweitens die Worte unmittelbar aus dem Geiste und nicht vom Papier. (ABJ II, 246)

2.3 Der Vikar

Der Vikar wird mit folgendem Wortlaut eines Briefes, den er an einen Freund schreibt, in die Romanhandlung eingeführt.

Sie [Familie des Pfarrers] haben mich aber vom Tische getrieben mit ihrem weltlichen, frivolen Geschwätz; es ist schrecklich, daß man solche Geistliche hat. In der ganzen Familie ist keine Ahnung von der seligmachenden Gnade und der Freude in Jesu. Da ist lauter Selbstgerechtigkeit und Weltsinn, und es gehen Tage vorüber, daß man den Namen Jesus nicht hört. Wäre die Gnade nicht so mächtig in mir, meine Seele schwebte in der größten Gefahr, besonders da die Leute etwas Freundliches, Anziehendes haben, was umso gefährlicher ist. Der Alte gehört unter die Klasse der Geistlichen, welche dem Reiche Gottes den meisten Abbruch getan haben. Er predigt von der Liebe Gottes, trägt ein mild, versöhnlich Wesen zur Schau und eine gewisse Dienstfertigkeit; das gefällt den Leuten, darum meinen sie, es sei das rechte Wesen und wollen von Buße und Zerknirschung nichts wissen. Vom rechten Fundament der Christen hat dieser Pfarrer keinen Begriff; es ist schrecklich, und ich danke Gott alle Tage, daß diese Rasse immer seltener wird, andere Männer das Ruder ergriffen, eine andere Generation aufwächst. (ABJ I, 53)

Der Vikar, der den betagten Pfarrer im Amt unterstützt, wohnt im Pfarrhaus. Der Neupietist nimmt seinen Vorgesetzten als Geistlichen nicht ernst und bedauert

¹⁰⁰ Vgl. im folgenden Cimaz 1998, S. 240-241.

¹⁰¹ Cimaz 1998, S. 240.

ihn, da er „nicht von den Rechten“ (ABJ II, 392) sei und kreidet ihm an, dass er die „Liebe Gottes“ predige und ein zu mildes und zu versöhnliches Wesen hätte. Er hat nach Ansicht des Vikars keinen Begriff „vom rechten Fundament der Christen“. Seiner Meinung nach ist der alte Pfarrer „dieser Zeit nicht gewachsen“ (ABJ II, 182). Der Vikar hingegen hält sich selber für einen Auserwählten, die Gnade ist „mächtig“ in ihm, er sieht sich als Repräsentant einer jungen Theologengeneration, die „das Ruder“ ergreifen soll. Gotthelf stellt mit dem Vikar einen typischen Vertreter der Erweckungsbewegung oder neupietistischen Bewegung, der zur Zeit der Abfassung des *Anne Bäbi Jowäger* modernsten theologischen Richtung, dar.¹⁰² Der Vikar predigt denn auch Buße, Demut, Rechtfertigung durch den Glauben, Zerknirschung und Bekehrung. Die unterschiedlichen seelsorgerischen Zugänge des alten Pfarrers und des Vikars werden in dieser Einführungsszene anschaulich gezeigt. So findet der Vikar beispielsweise das bejahende und sanft in die richtige Richtung lenkende Vorgehen des Pfarrers im Gespräch mit der Familie Jowäger über die Pockenimpfung falsch. Dieser hätte damit eine gute Gelegenheit zur Bekehrung nicht genutzt, da er das schlechte Gewissen der Eltern nicht ausgenutzt und nicht verstärkt hätte.

Heute hätte er die herrlichste Gelegenheit gehabt, eine Seele zu zerknirschen und sie Jesu zu gewinnen. Und was macht er, er tröstet sie. (ABJ I, 53)

Die beiden Geistlichen haben eine vollkommen unterschiedliche theologische Auffassung. Dem Pfarrer geht es um das christliche Leben in Taten und Werken, um die Kongruenz zwischen Frömmigkeit und Tun, der Vikar hingegen hält die Rechtgläubigkeit per se für entscheidend und kann neben der eigenen keine andere religiöse Richtung anerkennen.

Anders [als der Pfarrer] war der Vikar. Er hielt nicht viel auf den Werken, von wegen man wüßte nie, wie grob sie mit Sünden befleckt seien, sagte er, aber auf der Rechtgläubigkeit hielt er viel und wollte nie glauben, daß man über die Rechtgläubigkeit verschiedener Meinung sein könnte. Auf den, welcher nicht rechtgläubig wie er war, sah er recht kalt und vornehm herab, predigte übrigens oft von der christlichen Demut und Zerknirschung. (ABJ II, 163)

¹⁰² Vgl. dazu und im folgenden Cimaz 1998, S. 232.

Der junge Vikar fühlt sich vom Pfarrer in seinem Wirken „für das Reich Gottes“ (ABJ II, 163) zurückgehalten, es schmerzt ihn, dass er in diesem Umfeld seinen Ehrgeiz nicht befriedigen kann.

Wenn die Brüder erzählten, was sie wirkten, wie weit sie es gebracht hätten mit dem Reich Gottes, und wie manche Seele sie bereits darin hätten, und er konnte nichts erzählen, hatte nichts gemacht, nichts gestiftet, nichts, kein apartig Kirchlein aufgerichtet, und mit so- und soviel Seelen besetzt, so schämte er sich, man klagte ihn der Lauigkeit an, stifelte ihn auf, die Sache nicht länger gehen zu lassen; der Heiland sage ja, er sei gekommen, Krieg zu bringen und nicht Frieden. (ABJ II, 163/164)

Die Beliebtheit des alten Dorfpfarrers macht es dem Vikar sehr schwer, selber Zugang zur Kirchgemeinde zu finden. Er hat den Eindruck, „der Herr hätte ihn geprüft und in einen unfruchtbaren Acker gestellt“ (ABJ II, 55). Er leidet darunter, dass er noch nicht erfolgreich darin war, Anhänger zu seinem eigenen „Kirchlein“ zu bekehren. Die „Brüder“ des Vikars werfen ihm vor, er agiere zu wenig bestimmt und fordern ihn auf, nach dem Vorbild Jesu viel militanter vorzugehen. Diese Chance sieht der Vikar gekommen als er erfährt, dass es Anne Bäbi, die vor kurzem ihren über alles geliebten Enkel an Diphtherie verloren hat, sehr schlecht geht. Sie leidet nach heutiger Diagnose an einer Depression¹⁰³. Der Vikar besucht Anne Bäbi ungeheißt und ohne Wissen seines Vorgesetzten, des Pfarrers.

„Ihr habt ein schweres Unglück gehabt“, sagte der Vikari, „aber man weiß nie, für was eine Sache gut ist, und solche Heimsuchungen findet der Herr nötig, die Menschen aus Schlaf und geistigem Tode zu erwecken. Ja denket, Frau, der Herr schickt mich zu Euch. Heute in der Nacht im Traum sah ich Euch, fast so, wie Ihr da sitzt, aber Ihr winktet mir. Habt Ihr vielleicht in Euerem Herzen ein Verlangen nach mir gehabt?“

Anne Bäbi, das als es vom Unglück hörte, zu weinen angefangen, schüttelte auf diese Frage den Kopf. „Daraus kann man absehen“, sagte der Vikari, „daß der Ruf umso bestimmter vom Herrn kam. Ja, gute Frau, er selbst schickt mich zu Euch, Eure Seele zu retten, die sonst ewig verloren gehen müßte. Da hat der Herr, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, noch das Letzte an Euch versucht; darum, jetzt, wo Ihr seine Stimme höret, verstocket Eure Ohren nicht! Gället, das Knäbli habt Ihr sehr liebgehabt, es ist so Euer eis und alles gsi [war Euer ein und alles]?“

¹⁰³ Der Mediziner Jakob Wyrch bezeichnet den Zustand Anne Babis nach einem Begriff der Psychiatrie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts als „Melancholia attonita“, die depressive Verstimmung schlägt nach dem Besuch des Vikars in eine Psychose um. S. Jakob Wyrch: *Der Arzt in der Schau von Jeremias Gotthelf*. In Schweizer Medizinische Wochenschrift 52 1954, S. 1427-1433, S. 1431.

Da brach Anne Bäbi in lauten Jammer aus: „O Bübli, mys Bübli, wo bisch, ich wott zu dr, ich chume, ich chume [o Bublein, mein Bublein, wo bist du, ich will zu dir, ich komme]!“ „Ja seht, Frau das ist eben die Liebe, die ich meine, welche eine so große Sünde ist; es heißt: ‚Du sollst den Herrn deinen Gott lieben über alles‘“ und jetzt habt Ihr das Kind geliebt über alles, und das war eine vermaledeite Abgötterei, denn das ist Abgötterei, wen man etwas mehr liebt als Gott, und das Kind war Euer Gott. Darum, weil der Herr Euch nicht verstoßen, noch nicht ganz fallen lassen wollte, nahm er Euch das Kind; um Eurer Sünde willen musste das Kind leiden und sterben, Eure sündliche Liebe ist Ursache seines Todes. Der Herr wollte Euch die Augen öffnen, wie es einem geht, wenn man sein Herz an etwas Vergängliches hängt, und wollte Euch zeigen, daß er der Herr sei, der Leben gibt und den Tod sendet. Hättet Ihr das Kind weniger geliebet, es lebte wahrscheinlich noch, aber Ihr machtet es zum Stein des Anstoßes und des Ärgernisses, den der Herr wegräumte. Erkennt, wohin die Sünde führet, sie bringt einem um das Liebste; auch Euch hat sie um das Liebste gebracht, erkennt es, tut Buße und bekehret Euch! (ABJ II, 166/167)

Anne Bäbi bricht durch die Äußerung des Vikars, sie sei am Tod ihres Enkels schuld, zusammen. Ihr Mann will sie beruhigen, aber der Vikar hält ihn zurück „Sie soll weinen und wehklagen, aber nicht um das Kind, sondern über ihre Sünde“ (ABJ II, 168). Gotthelf stellt im folgenden die gänzliche Ahnungslosigkeit des Vikars in einer solchen Bekehrungssituation dar, in der er sich wähnt. Der junge Vikar kann nicht entscheiden ob „Anne Babis Zustand eine geistige Zerknirschung, ein Vorbote anrückender Bekehrung, oder [...] nur das Weinen einer dummen, beschränkten Frau“ ist. Er ist unsicher, wie er weiter vorgehen soll „sollte er jetzt die Wirkung ruhig abwarten, oder sollte er noch tiefer niederhalten“ (ABJ II, 168). Der Erzähler bemerkt lakonisch, dass der Vikar keine Ahnung davon hätte, dass er schon „z’teuf“ [zu tief] gegriffen habe, und erklärt es damit, dass dieser noch „wenig Erlebnisse“ hatte und noch „niemals der sichtbar werdenden Bekehrung eines Menschen beigewohnt“ (ABJ II, 169) hätte. In seiner Verlegenheit, die nun doch mit einer gewissen Angst verbunden ist, beschließt der Geistliche, überzeugt, „daß der Herr die, welche er liebe, züchtige“ (ABJ II, 169) abzuwarten und am folgenden Tag wiederzukommen. Auf dem Heimweg, es wird deutlich geschildert, wie wenig er seine Umgebung wahrnimmt, genauso wenig wie den wahren Zustand Anne Babis und ihrer Familie, freut er sich darüber wie es ihm „herrlich gelungen“ sei, „eine schlafende Seele zu wecken“ (ABJ II, 170). Am meisten freut er sich darauf, vor seinen Glaubensbrüdern damit auftrumpfen zu können. Anne Bäbi hingegen geht es schlecht, den erwecklerischen und

pietistischen Diskurs des Vikars, der von Buße, Bekehrung und Wiedergeburt gesprochen hatte, versteht sie nicht. Sie hat als einziges wahrgenommen, dass sie schuld am Tod ihres Enkels sei. Sie beginnt wirr zu reden, ihre Familie, die sie beruhigen will, dringt nicht mehr zu ihr durch, eine Psychose wird manifest. Am nächsten Tag kommt der Vikar wieder.

Anne Bäbi saß da, in dumpfes Brüten versunken, fuhr aber auf, als der Vikar hineintrat [...]. Nun begann ein schmerzlich Missverständnis, welches den armen Leuten fast die Seele aus dem Leib trieb. Der Vikar redete seine Sprache, redete vom Herrn, und dass er Anne Bäbi zu ihm führen wolle. Anne Bäbi hatte diese Sprache nie gehört, verstund unter Herr den Richter, Pfarrer oder Landvogt, kurz den, der ihm das Leben abspreche, sagte, es sei zweig [bereit], komme je eher je lieber, forderte nur noch eine Kappe und eine frische Scheube [Schürze]. Den Vikar ängstigte das, er meinte, sie brauchten deswegen hier nicht fort, der Herr nehme es auch hier an, und auf die Kleider sehe er nicht. Anne Bäbi sagte, es sei ihm auch recht, aber es hulf pressieren. Es sei ihm daran gelegen, dass die Sache vor sich gehe heute noch. Der Vikar fand pressieren auch gut, doch war ihm unheimlich, er sagte von Beten zusammen. Anne Bäbi sagte, wenn er es hier machen könnte, so sei es ihm auch recht, so könnten es seine Leute auch hören und ein Exempel daran nehmen; es werde aber müssen auf dKneu nieder? (ABJ II, 176)

Die ganze Familie ist anwesend, als Anne Bäbi meint, sie werde nun die Strafe für ihre Schuld am Tod des Enkels empfangen müssen. Der Vikar hat zwar gemerkt, dass ein Missverständnis im Raum ist, aber die Familie der Kranken muss ihn darüber aufklären, dass ihn Anne Bäbi für eine verkleidete Amtsperson oder einen Polizisten hält, der sie im Auftrag Gottes richten und hinrichten werde.

Der Vikar wunderte sich höchlichst, wie man so klare Reden missverstehen könne, so etwas sei ihm doch wirklich noch nie vorgekommen; er wollte erklären, sich verständlich machen, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, denn mit all seinem Erklären nagelte er Anne Babis Vorstellung nur fester, es pressierte nur dest stärker zu gehen. Es war ein fürchterliches Zusehen für die, welche inmitten dieses Missverständnisses standen und es nicht heben konnten und hören mussten, wie der Vikar es immer vergrößerte. Es ist aber ebenso fürchterlich, wenn man redet und redet, und man sieht, dass man nicht verstanden wird, und man versucht es immer von neuem, aber findet die Sprache nicht, die verständlich wird, weiß nicht, wo es fehlt, begreift nicht, dass es daher kömmt, weil man Begriffe, Vorstellung, Redweise des Betreffenden durchaus nicht kennt. (ABJ II, 177)

Dieses Missverständnis kann der Vikar nicht ausräumen, im Gegenteil bestärken seine Bemühungen Anne Bäbi immer mehr in ihrer Wahnvorstellung. Gotthelf benennt auch den Grund der Missdeutung durch Anne Bäbi: Der Vikar hat nicht erkannt, dass sein Gegenüber eine andere Sprache, andere „Begriffe“, andere

Vorstellungen hat und kann seine Redeweise demzufolge nicht an diese anpassen. Damit übt Gotthelf Kritik am Vikar und an seiner Ausbildung, die ihn nicht auf die realen Gegebenheiten in der Seelsorge vorbereitet hat.

Der arme Vikari! Er war stark in der Exegese, und seine Professoren hatten ihn im Hebräischen und Griechischen stark gefuchset, und wenn er auf eine dunkle Stelle kam im Hiob oder in den Sprichwörtern, so kriegte er Angst, zog Stiefel an und lief auf Bern, denn es war ihm heiliger Ernst um die Sache. [...]Aber ach, über die Exegese des Lebens hatte kein Professor ihm was gesagt, für die war an der Hochschule kein Lehrstuhl [...]. (ABJ II, 59/60)

Der Vikar hat an der Universität nur eine Art der Exegese gelernt, die der Bibel und der Klassiker. Die Exegese des Lebens aber wurde von den Professoren nicht gelehrt.¹⁰⁴ Wie der Fortgang der Handlung zeigen wird, endet dies beinahe tödlich für Anne Bäbi. Der Bekehrungseifer des Vikars drängt sie zu zwei Selbstmordversuchen, beide Male kann sie sie aber rechtzeitig von ihrer Familie gerettet werden. Wie Gotthelf es darstellt, hat der junge Vikar ein System, das er anwendet, ohne auf die Menschen und die spezifische Situation, in der sie sich befinden, zu achten.

So war denn doch unser Vikar nicht, bei ihm griff die Sache tiefer. Er war mehr einem jungen Arzte zu vergleichen, dem ein bestimmtes System, eine eigentümliche Mittellehre, eingetrichtert worden ist, die er nun allenthalben und an allen Naturen anwendbar machen will und umso zudringlicher wird, je weniger die Menschen Zutrauen dazu haben. Er ist berufen, er meint es gut, aber er kennt nichts als sein System, kennt den Menschen nicht und die unendliche Verschiedenheit der Naturen nicht, an welchen er dieses System anwendbar machen will. (ABJ II, 186)

Gotthelf bezichtigt den Vikar der gleichen Schwächen, die er auch an den wissenschaftlichen Ärzten kritisiert hat: Dieser sieht die christliche Lehre als festes System, das es zu lernen und starr zu befolgen gilt ohne auf die einzelnen Menschen und deren momentane Verfassung einzugehen. Zusätzlich ist der Vikar auch nicht in der Lage, die negativen Folgen seines Tuns anzuerkennen, „was ich tat, geschah auf höheren Ruf“ (ABJ II, 278). Das Reflektieren seines Handelns ändert daran nichts „er repetierte alles, was er gesagt, und es war durchaus biblisch und akkurat, wie er es gelernt“ [...], „um Leute Jesu zu gewinnen, ihre Seelen zu retten“ (ABJ II, 188). Damit erhebt er einen Anspruch auf

¹⁰⁴ Vgl. dazu Holl 1985, S. 104.

Unfehlbarkeit.¹⁰⁵ Der Vikar empört sich sogar darüber, dass er von der Kranken ferngehalten wird und vermutet in seinem Misstrauen den alten Pfarrer als Verursacher. Dessen Frau klärt ihn darüber auf, dass der Arzt dies bestimmt hätte. Diese Befugnis des Arztes kann der Vikar gar nicht begreifen „[a]ber Frau Pfarrere, seit wann hat ein Doktor das Recht, einem Seelsorger den Zutritt zu einem Krankenbett zu versagen? Ist nicht die Seele mehr als der Leib?“ (ABJ II, 279). Der alte Pfarrer, der sich gemeinsam mit dem Arzt nun um Anne Bäbi kümmert, zählt in den Augen des Vikars nicht als Seelsorger. Wie es Hanns Peter Holl darstellt, ist der Vikar sowohl ein Sektierer mit stark pietistischen Zügen als auch ein Orthodoxer.¹⁰⁶ Die pietistischen Züge finden sich in seiner Verbundenheit mit einer religiösen Bruderschaft und seiner Terminologie, er spricht, wie wir oben gesehen haben, von *Erbauung*, *Zerknirschung*, *Busse*, *Reue*, vom *Reich Gottes*, vom *Retten der Seele*.

Die Geschehnisse um Anne Bäbi und den Vikar haben sich in der Gemeinde herumgesprochen. Die Gemeindemitglieder wissen zu unterscheiden zwischen ihren beiden geistlichen Herrn.

Die geistige Verschiedenheit zwischen ihrem alten und jungen Herrn hatte die Gemeinde längst erkannt, und vom Jungen war sie absichtlich nicht verhehlt worden; der Vorfall bei Jowägers war bekannt und in der Gemeinde mehr beredet worden als man im Pfarrhaus ahnete. Den meisten Menschen war das Tun des Vikari gar fürchterlich vorgekommen. (ABJ II, 384)

In der jährlichen Visitation will die Gemeinde den Vikar sogar verklagen. Nur durch die Fürsprache des Pfarrers kann dies abgewendet werden. Der Vikar wird von Gotthelf – als Parallelfigur zu den medizinischen Quacksalbern – als geistlicher Pfuscher dargestellt. Er lässt sich auf Lebensgebiete ein, in denen er nicht kompetent ist, z.B. die Medizin und redet von Dingen, die er nicht versteht. Er pfuscht theologisch, seelsorgerlich und auch menschlich. Er wird beinahe als Karikatur präsentiert, so ist er auf eine reiche Hochzeit aus, das Essen ist ihm sehr wichtig und er fürchtet sich vor Krankheiten. Im Gegensatz zum Dorfpfarrer widerlegen die Werke des Vikars seinen Glauben.¹⁰⁷ Sophie, die Pfarrerstochter, spricht es im Gespräch mit dem Vikar aus: „Euer Tun entsteht

¹⁰⁵ Vgl. Cimaz 1998, S. 232.

¹⁰⁶ Vgl. Holl 1985, S. 100-101.

¹⁰⁷ Vgl. dazu Cimaz 1998, S. 234.

nicht aus Euerm Glauben, sondern aus Euerer Natur (ABJ II, 363). Mit dem Vikar stellt Gotthelf einen „jener Gottlosen ‚im Feierkleid der Kirchlichkeit‘“ dar, der Menschen „in fanatischer Überbetonung des Seelenheils“ und auf Kosten von Leben und Gesundheit bekehren will.¹⁰⁸

3. KÖRPER UND SEELE

Mit dem Zusammenhang von Körper und Seele befasste sich im 18. und frühen 19. Jahrhundert eine neue Wissenschaft – die Anthropologie. Diese „halb philosophische“ und „halb empirische“ „Königswissenschaft des 18. Jahrhunderts“¹⁰⁹ beschäftigte sich mit dem Menschen als leib-seelische Einheit. Als Wissenschaft vom ganzen Menschen war die Anthropologie mit ihrer Setzung einer Einheit von Körper und Seele die Reaktion auf die cartesianische Trennung von *res cogitans* und *res extensa*, von Geist und Materie. Sie definiert sich über das *commercium mentis et corporis*, das Zusammenspiel von Geist und Körper.¹¹⁰ Es sind die „philosophischen Ärzte“¹¹¹, die im Rahmen der Anthropologie fragen, was Körper und Seele zusammenhält und somit den zeitgenössischen Leib-Seele-Diskurs entwickeln.

3.1 „Daß die Angst der Seele nicht in die Leiden des Leibes hineinwächst“ – Anthropologie und philosophische Medizin im Text

Die gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele ist eine Konstante im *Anne Bäbi*-Roman. Dies zeigt sich auch darin, dass ein großer Teil der im Roman dargestellten Krankheiten psychischer Natur und ebenso psychischen Ursprungs sind.¹¹² So flüchtet sich Jakobli, um einer aufgezwungenen Heirat zu entgehen –

¹⁰⁸ Bauer 1975, S. 99. Die Wendung „im Feierkleid der Kirchlichkeit“ stammt aus einer Predigt Bitzius’ aus dem Jahr 1828.

¹⁰⁹ Helmut Pfotenhauer: *Um 1800: Konfigurationen der Literatur, Kunstliteratur und Ästhetik*. Tübingen 1991, S. 1.

¹¹⁰ Vgl. grundlegend zur Verbindung von Anthropologie und Literatur: Helmut Pfotenhauer: *Literarische Anthropologie: Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes*. Stuttgart 1987.

¹¹¹ Vgl. dazu Egger 2000, S. 91-92.

¹¹² Vgl. dazu Carl Müller, S. 213.

aber dennoch ohne es bewusst zu wollen – in eine Neurose, die sich körperlich manifestiert und auch behandelt wird. Die Titelfigur Anne Bäbi leidet im Verlaufe der Handlung an unterschiedlich ausgeprägten Depressionen und einer Psychose, ihre Schwiegertochter Meyeli wird während ihrer ersten Schwangerschaft schwermütig.¹¹³ Gotthelf beschreibt dabei psychische Prozesse, die die Medizin erst viel später wird diagnostizieren können. Er stellt in der Darstellung dieser Krankheiten einen deutlichen Zusammenhang zwischen Körper und Seele her.

Nach den zwei Selbstmordversuchen¹¹⁴ von Anne Bäbi holt die ratlose Familie den Dorfpfarrer zu Hilfe. Die psychotische Frau spricht zwar nicht mit ihm, es wird aber deutlich, dass sie den Pfarrer erkennt und ihn nicht mit ihrem Wahn in Verbindung bringt. Der Pfarrer unterhält sich mit Anne Bäbi betont unbefangen über Alltägliches und „vermied so sehr möglich jede Berührung des wunden Fleckes seiner Seele“ (ABJ II, 192). Er versucht, Anne Babis Krankheit einzuschätzen und meint „das Gebiet des Wahns sei freilich ein unermessliches und fast unerforschtes“ aber „soweit er sich darauf verstehe, glaube er, Anne Bäbi sei noch nicht so weit über dessen Grenzen, dass es nicht noch zurückgeholt und vollständig geheilt werden könnte“ (ABJ II, 193). Auf des Pfarrers Nachfrage erklären die Angehörigen, sie hätten aus Gründen der Diskretion keinen Arzt geholt, da sie fürchteten, „die Sache“ – die Selbstmordversuche – würde sich durch den Arzt unter den Leuten verbreiten.

„Das ist möglich“, sagte der Pfarrer, „aber ein Doktor sollte doch herbei. Es ist auch wegem anderen. Es fehlt Euer Frau freilich an der Seele, und was ich tun kann, soll nicht fehlen, aber Körper und Seele sind gar in einem engen Zusammenhang; wenn es einem fehlet, so leidet auch das andere, und manchmal scheint es an dem Körper zu fehlen, aber man muss doch die Seele doktern, wenn der Körper gesund werden will, und manchmal kommt in der Seele die Krankheit zum Vorschein, aber man muss sie im Leibe angreifen, dort hat sie ihre Wurzeln, die Seele ist bloß das Fenster, aus dem sie das Gesicht streckt.“ (ABJ II 2, 193)

¹¹³ Vgl. Wyrsh 1954, S. 1428-1430.

¹¹⁴ Gerald Hartung bezeichnet den Selbstmord im Rahmen des anthropologischen Diskurses des 18. Jahrhunderts als „vorsätzliche Lösung von der Bindung von Seele und Körper“ und damit als Ausnahmezustand, der Normalfall beinhaltet die Relation von Seele und Körper als Lebenszusammenhang. Die „Selbstentleibung“ schätzt er als „die anthropologische Grenzsituation schlechthin“ ein. In: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch: Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*; DFG-Symposium 1992. Stuttgart, Weimar 1994. (Germanistische-Symposien-Berichtsbände; 15), S. 34-35.

Der Pfarrer rät, dennoch einen Arzt beizuziehen, dies vor allem wegen dem „anderen“, dem Körper. Er selber fühlt sich für die Seele zuständig und ist bereit, in diesem Bereich als Seelsorger für Anne Bäbi zu tun, was er kann. Da Körper und Seele aber in einem „gar engen Zusammenhang“ seien, müssten immer beide Aspekte des Menschen in eine Heilung einbezogen werden. Es sei auch so, dass die Krankheit ihre Ursachen nicht dort haben müsse, wo sie in Erscheinung trete. Aus diesem Grund hält der Pfarrer als Ergänzung der Behandlung einen Mediziner für notwendig „das ist nötig, glaubt es mir, wenn Ihr es Brösmeli [eine Brosame] Glauben zu mir habt“ (ABJ II, 194). Hansli entgegnet, er habe zu keinem Arzt Vertrauen, es seien alle gleich, der Pfarrer solle ihm einen empfehlen. Der Pfarrer tut dies nicht gern „[i]n solche Dinge [...] mische ich mich sonst nicht“, nennt aber doch angesichts des Notfalls seinen Neffen, den jungen Arzt Rudi und ergänzt: „an seinem Beruf ist ihm gelegen; deswegen ists, warum ich ihn rekommandiere, und nicht wegen der Verwandtschaft“ (ABJ II, 195). Der Pfarrer ist sehr bedacht darauf, sich nicht in die Behandlung des Körpers einzumischen, dies ist seiner Ansicht nach die Domäne des Arztes, die er als Geistlicher nicht antasten will. Nichtsdestotrotz hält er das Einbeziehen sowohl des Körpers als auch der Seele als unerlässlich für die Therapie.

So den Jammer zu wandeln in des Menschen Seele, vom Nichtigen auf das Ewige ihn zu stellen und durch diesen Wandel Leib und Seele die Gesundheit wiederzugeben, das ist des Seelsorgers kühnstes, höchstes, fast göttliches Werk. Aber unbedachtsam unternimmt er es nicht, trittet nicht plötzlich ans Lager unbekannter Wesen [...] so wenig als der Arzt auf Geratewohl mit einem Küchenmesser in das Auge fährt, auf welchem er den Star stechen will. (ABJ II, 205)

Gotthelf bezeichnet es als das höchste „fast göttliche“ Werk des Seelsorgers, dem Menschen wieder zur Gesundheit von Leib und Seele zu verhelfen. Er vergleicht den Seelsorger dabei explizit mit einem Arzt und fordert von beiden „Heilern“ das gleiche behutsame Vorgehen. Ausgangspunkt des Geistlichen ist dabei die Seele, deren Kummer er im Menschen zum Guten, Ewigen wenden kann und auf diese Weise die Genesung von Körper und Seele ermöglicht. Der Mediziner würde für das gleiche Ziel naturgemäß beim Körper ansetzen.

Nun aber ist es eine der kühnsten geistigen Operationen (das Wort wird wohl erlaubt sein), wenn der Seelsorger zu einem Menschen, der in leiblichen Jammer versunken ist, trittet und zu ihm spricht „Das ist Gottes Gericht [...]“

darum laß den Jammer um den Leib [...], jammere um deine arme Seele, jammere, bis der Sonnenschein der Gnade den Jammer dir trocknet!“ (ABJ II, 204/205)

Gotthelf betont aber auch, dass es „eine der kühnsten geistigen Operationen“ sei, zu einem Menschen „der in leiblichen Jammer versunken ist“ zu treten und ihn aufzufordern, „den Jammer um den Leib“ zu lassen und stattdessen richtigerweise um die Seele zu klagen. Wenn er dies tut, werde „der Sonnenschein der Gnade den Jammer dir trockne[n]“ (ABJ II, 205) und als Folge den ganzen Menschen gesund machen. Über die Seele kann der Körper gesund werden. Gotthelfs Dorfpfarrer führt in der folgenden seelsorgerischen „Therapie“ von Anne Bäbi diese schwierige Operation in Zusammenarbeit mit dem jungen Arzt mustergültig aus. Die Gespräche des Pfarrers mit Anne Bäbi, die schließlich zu ihrer Gesundung führen, erscheinen Rudolf Käser „in vielerlei Hinsicht [...] als ein „Vorläufer der dynamischen Psychologie und der modernen Psychosomatik“¹¹⁵. Käser betont in diesem Zusammenhang die zentrale Funktion der Sprache in Gotthelfs „medizinisch-seelsorgerischem“ Menschenbild.

Im Zuge der Kritik am pfuschenden neupietistischen Vikar, der die Suizidversuche ausgelöst hat, charakterisiert der Erzähler dessen noch ausgeprägter einem theologischen System verhafteten Freund. Er sei einer

[...] von denen, bei welchen man nicht klug wird, sind sie dumm oder stellen sie sich einfältig [...] einer von denen, welche nicht aus Leib und Seele zu bestehen scheinen, sondern aus zwei Schubladen, die voneinander abgesondert einander auch nichts angehen, in der einen Schublade haben sie die geistlichen Dinge, in der andern die leiblichen Dinge, die eine geht inwärts auf, die andere auswendig, die leibliche nämlich inwendig, die geistliche auswendig. (ABJ II, 205/206)

Er wirft den erwecklerischen jungen Geistlichen vor, dass sie die „geistlichen“ und die „leiblichen Dinge“ in zwei „Schubladen“ aufgeteilt hätten, die zudem in unterschiedliche Richtungen aufgingen, deren Inhalte also nicht in Übereinstimmung zu bringen seien. Die Vikare, die die Seelen der Menschen retten und bekehren wollen, sehen sich selber nicht als ganze Menschen, die aus Leib *und* Seele bestehen. Dementsprechend einseitig und fehlerhaft agieren sie als Seelsorger.

¹¹⁵ Vgl. dazu Käser 1998, S. 129-130.

Der große Zulauf, den die Nichtärztlichen Heiler auch in einer Zeit haben, in der genügend wissenschaftliche Ärzte auf dem Land verfügbar sind, hängt ebenfalls mit dem Verhältnis von Körper und Seele zusammen. Je mehr wissenschaftliche Ärzte ausgebildet wurden und ins Berufsleben einstiegen, desto deutlicher wurde, in welchem großem Ausmaß die Menschen bei den nichtlegitimierten Heilern Hilfe suchten.¹¹⁶ Ein Grund dafür ist nach Darstellung Gotthelfs, dass sich die neuen akademischen Ärzte lediglich auf den Leib konzentrieren und weder die Seele noch den, ebenso unerlässlichen, Segen Gottes in ihre Behandlung einbeziehen. Gotthelf findet den höheren Zusammenhang der Gründe für die Beliebtheit der Nichtärztlichen Heiler in einem kirchengeschichtlichen Werk, den 1833 erstmals erschienenen *Kirchengeschichtlichen Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation* seines Freundes und Theologieprofessors an der Universität Basel, Karl Rudolf Hagenbach. Peter Rusterholz¹¹⁷ betont, dass ein Charakteristikum dieser, von Hagenbach in einen kulturhistorischen Kontext gestellten Reformationsgeschichte, das „psychologische Verständnis für die unterschiedlichen Relationen von Vernunft und Gefühl“ sei, die die verschiedenen theologischen Strömungen prägen. Diese Frage beschäftigte auch Gotthelf beim Verfassen des *Anne Bäbi*-Romans. Hagenbach spricht in seinen *Vorlesungen* von der „Frivolität der geistigen Würdenträger“. Gotthelf legt diesen Gedanken auf die akademisch ausgebildeten Ärzte um. In einem Brief an Hagenbach zu Beginn des *Anne Bäbi Jowäger*-Vorhabens, er überlegt noch, ob er den Auftrag der Sanitätskommission annehmen will, schreibt er:

Ich las so viel wie möglich war, in deiner Reformationsgeschichte und schöpfte da wie aus einem Schatze. Die tiefe und doch so klare Auffassung sowohl der Männer als der Richtungen gab manch Verständnis [...] legte mir ganz besonders zu einem kleinen Büchlein, welches ich im Sommer vielleicht schreiben werde, eine eigentümliche Basis. [...]. Du aber machtest mir Lust dazu, denn du machtest mir klar, daß der Hang des Landmanns zu Pfuschern

¹¹⁶ Vgl. Käser 1998, S. 97.

¹¹⁷ Vgl. Peter Rusterholz: *Gotthelfs „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“: Historischer Anlass und aktuelle Bedeutung*. In: Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hgg.): *Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf*. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 43-54. Hier S. 45.

weit tiefer liegt als man meist glaubt, daß er eine religiöse Quelle hat auf der einen Seite und durch frivole Ärzte auf der anderen Seite verschuldet wird.¹¹⁸

Bei dem „kleinen Büchlein“ handelt es sich um die geplante Schrift gegen das Kurpfuscherwesen, das schließlich als unser *Anne Bäbi*-Roman ausgeführt wurde. Gotthelf will sich nun nicht mehr darauf beschränken, lediglich die Praktiken der Kurpfuscher zu zeigen, sondern beabsichtigt, auch die Hintergründe der Attraktivität der Nichtärztlichen Heiler darzustellen.

Hier ists, wo der Seelsorger an der Seite des Arztes stehen, sorgen muß, daß die Angst der Seele nicht in die Leiden des Leibes hineinwächst, sie unheilbar macht, hier ists, wo dafür gesorgt werden muß durch den Arzt selbst, daß der Kranke die Hülfe Gottes durch Vermittlung des Arztes erwarten darf, sie nicht bei Quacksalbern suchen müsse, weil er dieselben Gott näher glaubt. (ABJ II, 245)

Am Krankenbett muss der Arzt auch Seelsorger sein. Nur so kann er dem Kranken die Angst nehmen und dadurch die Heilung des Leibs unterstützen. Die „Angst der Seele“ würde sich andernfalls auf den Körper übertragen und dessen Genesung verhindern. Der gläubige – und eben nicht frivole – Arzt muss auch durch sein Auftreten als Mittler der Hilfe Gottes erkennbar sein. Dadurch können sich die Patienten zusätzlich zu der ärztlichen auch in der göttlichen Obhut geborgen fühlen. Der Arzt muss neben dem Körper auch für die Seele zuständig sein. Wenn der Doktor deutlich machen kann, dass er – und mit ihm seine Kranken – in der Gnade Gottes ist, gibt es für die Patienten keinen Grund mehr, Kurpfuscher aufzusuchen.¹¹⁹ Diese stehen der bäuerlichen Bevölkerung sozio-kulturell näher als die akademisch ausgebildeten Ärzte und sind folglich in deren Augen auch Gott und dem Glauben mehr verbunden. Durch geschickte Inszenierung, die oft magisch anmutende Elemente beinhaltet, verstehen es die erfolgreichen Pfuscher, sich selber einen „Schein des Wunderbaren“¹²⁰ zu geben. Gotthelf beschreibt die Kniffe des Nichtärztlichen Heilers, der aufgrund der Diphtherieerkrankung von Anne Babis Enkel aufgesucht wird, auf folgende Weise:

¹¹⁸ Zitiert nach Peter Rusterholz: *Gotthelf heute? Gotthelf und der Kirchenhistoriker Hagenbach*. In: Peter Gasser, Jan Loop (Hgg.): *Gotthelf. Interdisziplinäre Zugänge zu seinem Werk*. Hrsg. v. Peter Gasser, Jan Loop. Frankfurt/M. 2009, S. 193-223. Hier S. 198.

¹¹⁹ Damit lässt Gotthelf seine Offenheit und sein Verständnis gegenüber dieser Art des Volksglaubens erkennen. Vgl. dazu Hahl 1993, S. 122.

¹²⁰ Rusterholz 1999, S. 47.

Der hatte allerdings als Hauptbuch das Vorgeben, er sehe die verborgenen Übel in reinem Wasser in einer weißen Flasche auf wunderbare Weise. Er brauchte eben auch wieder den Schein des Überirdischen. [...] Und die Leute sahen solchen Manövern auf das gläubigste zu. (ABJ II, 140)

Auf psychologisch geschickte Art gibt sich dieser Heiler „den Schein des Überirdischen“. Die Leute nehmen solche „Manöver“ dankbar und „auf das gläubigste“ an. Ein Mann, der in reinem Wasser die Zeichen der Krankheit lesen kann, muss mit höheren Kräften in Verbindung stehen, die Menschen trauen ihm demzufolge auch die Heilung ihrer Krankheiten zu.

Der Herder- und Schleiermacher-Verehrer Hagenbach regt Gotthelf an, das medizinische und geistige Kurpfuschertum zusätzlich im Kontext der Kultur und Wissenschaft seiner Zeit zu betrachten.¹²¹ Durch Hagenbachs Reformationsgeschichte erkennt Gotthelf Wechselwirkungen in der historischen Entwicklung des Verhältnisses von Glauben, Aberglauben und Wissenschaft und stellt diese in ein zeitgenössisches politisches Umfeld. Hagenbach reflektiert auch über die verschiedenen Formen der Erkenntnis, sowohl die der äußeren Welt über die Sinne als auch die innere des Herzens. In einem „Grundriss philosophisch-theologischer Anthropologie“¹²² will der Theologieprofessor die mystische Richtung des Geistes in eine Verbindung mit der Vernunft bringen und beschreibt drei Bereiche des Wirklichen: Als ersten nennt er die empirische Erforschung der Natur und sieht, vergleichbar mit der romantischen Naturphilosophie Schellings, die „Konkretisation der Gesetze des Geistes“¹²³ in der Natur. Er erkennt aber „bei allem Zusammenhang des Leiblichen und Geistigen“ Unterschiede „des äußeren und des inneren Lebens“¹²⁴: Im inneren Leben herrsche das „Gesetz der Freiheit“, in der Natur hingegen das „Gesetz der Notwendigkeit“. Darauf aufbauend ist der zweite Wirklichkeitsbereich die „Selbstreflexion des Denkens in der Entwicklung der Philosophie“ hin in Richtung „Psychologie, Logik, Ästhetik und Ethik“. Zusätzlich zur Natur und dem menschlichen Geist erkennt er schließlich auch noch ein „höheres Drittes“¹²⁵, das über Natur und Menschen waltet. Hagenbach geht es darum, unter Einbeziehung aktueller naturwissenschaftlicher und

¹²¹ Vgl. dazu und im folgenden Rusterholz 2009, S. 198-199.

¹²² Rusterholz 2009, S. 200.

¹²³ Rusterholz 2009, S. 201.

¹²⁴ Aus Hagenbach, *Vorlesungen*, zit. nach Rusterholz, S. 201.

¹²⁵ Aus Hagenbach, *Vorlesungen*, zit. nach Rusterholz, S. 201.

philosophischer Forschung die Grenze zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren zu definieren und erkennen zu können, was sinnlich erfahrbar und wissenschaftlich beweisbar ist und was im Gegensatz dazu zum „Bereich des Glaubens und der Ahnung“¹²⁶ gehört. Gotthelf thematisiert im Roman *Anne Bäbi Jowäger* die Grenzen zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren und damit die Verbindung von Körper und Seele in einer Diskussion zwischen dem Pfarrer und dem Arzt Rudi. Ihr Thema ist die moderne, rationale Wissenschaft, die der Pfarrer mit Skepsis betrachtet.

Immer lebendiger drängt sich als Ergebnis aller Forschung das Bewußtsein auf, daß durch das Sichtbare ein geheimes Unsichtbares sich ziehe, ein wunderbares Band die Menschen unter sich verknüpfe, auf unerklärliche Weise mit der Natur nicht nur sie in Verbindung bringe, sondern auch mit einer höheren Welt, daß zwischen den Gestaltungen der Materie und den Äußerungen aller Kräfte gegenseitige Einflüsse und Wirkungen stattfinden, von denen die Sinne nichts wahrnehmen, die man weder unter das anatomische Messer bringen, noch in den Schmelztiegeln der Chemie zersetzen kann. (ABJ II, 248)

Der Pfarrer will seinem naturwissenschaftlich gebildeten Neffen die Grenzen der wissenschaftlichen Empirie darlegen. Die Wissenschaft sei „an die Schattseite“, „aus dem Erklärbaren“ „in die Tiefen des Naturgeheimnisses“ (ABJ II, 130) gelangt. Es sei für die Menschen nicht möglich, sich durch wissenschaftliche Methoden unmittelbar mit der Natur in Verbindung zu bringen. Die Materie, der Körper, sei immer von Einflüssen und Wirkungen berührt, die sich der empirischen Beobachtung entziehen und die weder über die Sinne noch über das Seziermesser oder über die chemische Analyse wahrgenommen werden können. Dieses Unsichtbare, das die Seele oder auch die Verbindung von Körper und Seele ist, verknüpfe die Menschen miteinander, bringe sie aber auch „mit einer höheren Welt“, mit dem Göttlichen in Verbindung.¹²⁷

Eine weitere Frage, die die philosophischen Mediziner der Spätaufklärung beschäftigt hatte, ist diejenige nach der Lokalisierung der Seele oder des Ortes der

¹²⁶ Rusterholz 2009, S. 201.

¹²⁷ Rudolf Käser weist im Zusammenhang mit der zitierten Textstelle auf Gotthelf „Tendenz“ hin, „naturwissenschaftliche Anschauungsweisen so umzuformulieren, daß transzendente Dimensionen anschließbar werden, die im Rahmen des streng naturwissenschaftlichen Diskurses nicht thematisiert werden könnten“. S. Käser 1998, S. 132. Käser macht auch auf „parallele Argumente“ und „sprachliche Anklänge“ dieser Passage Gotthelfs mit einschlägigen Stellen aus Burdachs Anthropologie aufmerksam, S. Käser 1998, S. 130. Vgl. auch Fußnote 132.

Geistestätigkeiten im Gehirn.¹²⁸ Gotthelf greift diese Thematik im Gespräch des alten Pfarrers mit seinem Neffen auf.

Wie man aber von der Seele des Menschen nicht sagen kann: ‚Siehe, hier ist sie!‘ oder: ‚Siehe, da ist sie!‘ sondern wie sie allenthalben ist in ihrer kleinen Welt, dem Leibe, so verschwimmen geistliche und leibliche Zustände ineinander. Mit all deinem Wissen vermagst du mir die Marchen nicht zu ziehen zwischen beiden, nicht zu sagen: ‚Hier hören die einen auf, und bis hieher gehen die andern‘, und du mit all deiner Kunst hast keine einzige Heilung in deiner Gewalt. (ABJ II, 242)

Der Pfarrer spricht dem Mediziner die Handhabe ab, den Ort der Seele bestimmen und die Grenze zwischen körperlichen und geistigen Zuständen ziehen zu können, demzufolge ist auch er nicht derjenige, der Gesundheit zustande bringen kann. Da waltet „ein Höherer, ihm gehört das Vollbringen“ (ABJ II, 242). Rusterholz verweist in Zusammenhang mit der Verortung der Seele auf Immanuel Kants Überlegungen, wie man zwischen den empirischen Positionen der Medizin und „dem philosophischen Standpunkt“¹²⁹ vermitteln könne. Kant sah die Schwierigkeit darin, dass in Anatomie und Physiologie empirisch gearbeitet, in der Philosophie hingegen nach apriorischen Erkenntnissen transzendental analysiert würde. Die philosophischen Ärzte stehen vor diesem Hintergrund vor der Entscheidung, ob sie sich auf die Empirie beschränken oder „als philosophische Anthropologen“ diese „Kantische Spaltung“ überwinden wollen.¹³⁰

Von Werken zeitgenössischer medizinischer Anthropologen hat Gotthelf nachweislich diejenigen von Karl Friedrich Burdach¹³¹ gekannt.¹³² Der Gehirnphysiologe und Neuroanatom Burdach vertritt die Meinung, dass sich der menschliche Geist nicht mit dem Erforschen der Gesetze der Natur begnügt, sondern „einen Blick in sich selbst“ tut und, „wie in einem Spiegel, die geistige Welt als ein Abbild der irdischen in der Tiefe seines Wesens“¹³³ wiederfindet. Er erachtet die Seele als „höchste[n] Ausdruck des dynamischen Prinzips“, das

¹²⁸ Vgl. dazu und im folgenden Rusterholz 2009, S. 203.

¹²⁹ Rusterholz 2009, S. 203.

¹³⁰ Rusterholz 2009, S. 203.

¹³¹ Zu Bezügen von Gotthelf zu Karl Friedrich Burdach vgl. Käser 1998, S. 129-133.

¹³² Vgl. dazu Walter Pape: „Ein Wort, das sich in seine Seele hakte“: *Bild und Metapher bei Jeremias Gotthelf*. In: Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hgg.): *Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Mit einer Gotthelf-Bibliographie*. Tübingen 1999, S. 131-150. S. 145.

¹³³ Aus Burdachs 1837 erschienenem Werk *Der Mensch nach den verschiedenen Seiten der Natur, Anthropologie für das gebildete Publikum*, zitiert nach Rusterholz 2009, S. 204.

Gehirn hingegen als „materielle Grundlage ihres Erscheinens im Endlichen“¹³⁴. Burdach geht, wie auch Hagenbach und, so kann man vermuten, Gotthelf, von einer „Identität zwischen Natur und Geist“, einer „Polarität zwischen empirischer und rationaler Methode“ und von der „Entwicklung der Empirie zur Vernunftanschauung“¹³⁵ aus. In Unterscheidung zur romantischen Naturphilosophie misst Burdach der Seele kein größeres Gewicht als dem Körper bei, dies tun auch Hagenbach und Gotthelf nicht. In einem Brief an Hagenbach – die beiden Geistlichen tauschten sich regelmäßig über ihre Predigten und ihre theologischen Reflexionen aus – berührt Gotthelf das Thema des Schriftprinzips, der lutherischen *sola scriptura*, derzufolge die Bibel die alleinige Vermittlerin der Heilsbotschaft ist.

Es ist ein sehr seltsam Ding, wie alles, was den Menschen näher berührt, einen Leib und eine Seele hat, jedes Wort, das er redet, jedes Werk, das er tut. So hat auch Gottes Wort an uns Leib und Seele, Geist und Buchstabe nennt man es. Von beiden mögen viele nichts, halten beide für tot; andere begnügen sich mit dem Leib, andere wollen nur die Seele, aber sehr merkwürdig ist das Streben durch alle Zeiten der Kirche und bei jedem Menschen, der innerlich fortlebt, Leib und Seele anzuerkennen als beide von Gott gegeben, beide innigst zu einander gehörend, den Leib anzuerkennen um der Seele willen und ihm das rechte Verhältnis anzuweisen zu selbiger [...]. Je älter man wird, desto mehr sucht man die Einigung. Es ist mit diesem Verhältnis fast wie mit dem Verhältnis Gottes zur Welt.¹³⁶

„Jedes Werk, jedes Wort“ hat für Gotthelf „einen Leib und eine Seele“. Er legt das Verhältnis von Körper und Seele auch auf „Gottes Wort“ um, das aus „Geist und Buchstabe“ besteht. „Fast“ ist es so, als würde das „Verhältnis Gottes zur Welt“ dem gleichen Gesetz des Zusammenhangs folgen. Fast so wie die Seele durch den Leib und der Leib durch die Seele geprägt sind, erscheint auch die Welt durch Gott und Gott durch die Welt wahrnehmbar.¹³⁷ Das Schriftprinzip von Gotthelf ist durch den Begriff der *Kondeszzenz* geprägt, der „Herunterlassung Gottes“, Gott offenbart sich nach Gotthelf sowohl in der Natur als auch in der Geschichte und in der Schrift.

Hagenbach erklärt in seiner Reformationsgeschichte, dass historisch gesehen Zustände eines Ungleichgewichts zwischen Vernunft und Gefühl in der

¹³⁴ Rusterholz 2009, S. 205.

¹³⁵ Rusterholz 2009, S. 205.

¹³⁶ Zitiert nach Rusterholz 2009, S. 209/210.

¹³⁷ Vgl. dazu und zum Begriff *Kondeszzenz* bei Gotthelf Rusterholz 2009, S. 208-210.

Religionsausübung in Richtung Mystik, Magie und Gespensterglauben immer eine Reaktion auf entsprechende Defizite in der Kirche seien und folglich eine Kompensation darstellten. Er regt Gotthelf dadurch an, diese Reaktionen als psychische Prozesse zu verstehen. In seinen Werken begnügt Gotthelf sich nicht mit einer theologischen Kritik an Magie und Aberglauben sondern erklärt sie als psychologisch verständliche Reaktionen auf „dogmatisch erstarrte Rationalismen der Kirche“¹³⁸. Diese Erkenntnis weitet er im Roman *Anne Bäbi* auf die Medizin und die Naturwissenschaften aus, deren Rationalismus, wie er es darstellt, zu Irrationalismen wie den Besuch bei Nichtärztlichen Heilern und Wahrsagern führen muss. Verstand und Gefühl sind, so wird gezeigt, sowohl in der Theologie als auch in den Naturwissenschaften im Zusammenspiel notwendig. Wenn die Ratio ein Übergewicht erhält, führt dies zu einem Ausgleich in die Gegenrichtung, in den Aberglauben und den Gang zu Kurpfuschern, seien sie geistiger oder medizinischer Art.

Rudolf Käser¹³⁹ vertritt die Meinung, dass der *Anne Bäbi*-Roman heute nur noch von historischem Interesse wäre, wenn Gotthelf dem Dorfpfarrer neben der seelsorgerlichen Pastoraltheologie nicht auch eine „Anthropologie“ in den Mund gelegt hätte, die die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Arzt und Seelsorger am Krankenbett „aus der psychosomatischen Natur des Menschen“ begründet hätte.

3.2 Der ideale Arzt – das Kaminfeuergespräch

Die in der Sekundärliteratur¹⁴⁰ „Kaminfeuergespräch“ genannte Unterhaltung findet zwischen dem alten Dorfpfarrer von Gutmütigen und seinem Neffen Rudi, dem Landarzt statt. Das entsprechende Kapitel, Gotthelf betitelt es mit „[w]ie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr [auf]hören kann“ ist im Zentrum des zweiten Teils des *Anne Bäbi*-Romans angesiedelt. Im Fortgang der Handlung

¹³⁸ Rusterholz 1999, S. 45.

¹³⁹ Vgl. Käser 1998, S. 129-130, Zitat S. 129. Käser weist hier auch auf die zentrale Funktion hin, die Gotthelf in seinem „medizinisch-seelsorgerischen Menschenbild“ der Sprache zuweist. Käser erscheint er damit als ein „Vorläufer der dynamischen Psychologie und der modernen Psychosomatik“, ebd.

¹⁴⁰ Vgl. beispielsweise Dorothee Meili: *Gott – Mensch – Mitmensch. Zum Kaminfeuergespräch im Roman Anne Bäbi Jowäger von Jeremias Gotthelf*. Zürich 1980 (Zürich, Univ.-Diss.).

findet es seinen Ort nach den durch den neupietistischen Vikar provozierten Selbstmordversuchen Anne Babis. Die an einer schweren Depression Erkrankte befindet sich dank der von beiden Gesprächspartnern fachübergreifenden Behandlung nun auf dem Weg der Besserung. Pfarrer und Arzt „sädelten sich um den Kamin, brannten die Pfeifen an, machten es sich recht behaglich“ (ABJ II, 221). Der Onkel leitet das Gespräch mit der Erinnerung an ähnlich verbrachte Abende mit seinem Bruder, dem Vater von Rudi, ein. Thema der damaligen Diskussionen und des heutigen Gesprächs ist das Verhältnis von seelischer und körperlicher Krankheit, von Pfarrer und Arzt, von Religion und Wissenschaft. Wir Leserinnen und Leser sehen dabei den schon verstorbenen Arzt durch die Augen des Pfarrers.

Der gute Bruder! Wir waren beständig anderer Ansicht und doch nie uneinig; ein jeder bedauerte des anderen Beschränktheit [...]. Er bedauerte, daß ich außer Verstandesweite noch etwas annehmen müsse, das ich eben nicht mit dem Verstande zu erreichen vermöge; ich aber bedauerte ihn, daß er neben dem von ihm beherrschten Gebiete kein anderes anerkenne, so daß er mir vorkomme fast wie der Kaiser von China, der außer seinem allerdings großen Reichen [sic!] ebenfalls keine andern Reiche anerkennen wolle. (ABJ II, 222)

Die beiden Brüder unterscheiden sich in ihrer Haltung zu Bedeutung und Stellenwert des Verstandes und bedauern gegenseitig die scheinbar beschränkte Ansicht des anderen. Für den Arzt, der in der Zeit der Spätaufklärung ausgebildet wurde, ist der Intellekt, der sich „der Kräfte der Natur“ bemeistern kann, der einzige Maßstab, er hält das, „[w]as er durch das Wissen erforscht meinte“ für „untrüglich“ (ABJ II, 223). Aus der Sicht des Pfarrers hält sein Bruder die Mediziner, die sich mit den Naturwissenschaften beschäftigten, für das „Licht der Welt, die den Schlüssel zu allem in der Tasche trügen“ und lächelt „auf alle nieder“, die „noch Dinge glaubten, welche sie weder sehen noch zergliedern konnten“ (ABJ II, 223). In diesem Bestreben, „zu einem vollständigen Wissen“ zu gelangen und „das ganze Gebiet des Glaubens und des Ahnens taghell zu machen“, hasste er die „Männer des Glaubens“, die „in den geheimnisvollen Schachten der Seele die höhern Kräfte hervorgruben“ (ABJ II, 223). Er sieht die Pfarrer entweder als Betrüger, die wüssten, dass sie einen Irrtum weiterverbreiten, dies aber tun, um das Volk „in Verdummung“ zu halten, um es ausbeuten zu können oder aber als „Dumm- oder Schafköpfe“. Dem aufgeklärten Arzt schien es

unmöglich, „daß ein vernünftiger Mensch noch an Dinge glauben konnte, die außer dem Gebiete des Begreiflichen und Erklärbaren lägen“ (ABJ II, 224). Nur seinen Bruder, den Pfarrer, kann er nicht in dieses Schema einordnen, insbesondere, da ihm dessen Bemerkungen zu Patienten schon oft „Fingerzeige waren zu ihrer Heilung“. Er bedauert, dass der Bruder nicht wie er selber Arzt geworden ist und hält dessen Ehrlichkeit mit dem Pfarramt für unvereinbar. Der Pfarrer schätzt diesen unbedingten Glauben seines Bruders an ein naturwissenschaftliches System, das er als dessen „Evangelium“ (ABJ II, 223) bezeichnet, als einen Mangel ein und vergleicht ihn mit einem Menschen ohne Geruchssinn, der diejenigen auslache, die von guten oder schlechten Gerüchen sprechen. Der Pfarrer wehrt sich gegen die Kritik eines kämpferischen Rationalisten, der „nur ein Gebiet anerkenne, in welchem er mit seinen fünf Sinnen, geführt vom Verstande, herumfahre“ (ABJ II, 225) und gibt den Vorwurf der Beschränktheit zurück. Die Vorhaltungen des Arztes, die christlichen „Lehrsätze mahnten ihn an Rechenpfennige“ und die „Verschreibungen aufs Himmelreich seien auch nicht gewichtiger“, besser wäre es „verständlich zu den Leuten zu reden“ und ihnen zu vermitteln, „wie sie dieses Leben zu betrachten und zu benutzen hätten, daß es ihnen zum Vorteil sei“ tut der Pfarrer als „Stimme der Zeit“ (ABJ II, 226) ab. Der Pfarrer und mit ihm Gotthelf wehrt sich gegen das Nützlichkeitsdenken des „Zeitgeistes“, das sein Bruder hier einfordert.

So sicher sich der Arzt in der Ausübung seines Berufes fühlt, und so erfolgreich und anerkannt er darin ist, kann er sich doch manchmal Misserfolge in der Behandlung nicht wissenschaftlich erklären. Wenn Patienten sich zusätzlich heimlich von Quacksalbern behandeln lassen, nimmt er dies mit einem besonderen Spürsinn wahr „[d]as haßte er furchtbarlich und hatte ein instinktmäßiges Misstrauen gegen solche Einwirkungen“ (ABJ II, 227). Er kann das „Zwischeneindökterlen“ (ABJ II, 228) aber dennoch nicht verhindern. Oftmals hält er dies für den Grund, dass seine Therapien trotz schulmedizinisch sachgemäßem Einsatz keinen Erfolg haben und er keine Erklärung dafür finden kann. Solche Vorfälle beschäftigen den auf der Höhe seiner Disziplin ausgebildeten Arzt immer für lange Zeit, „er durchlief die ganze Geschichte immer wieder, und immer hatte er recht, so, wie er die Sache angesehen, so war

sie, davon blieb er überzeugt, aber heilen konnte er sie nicht, das Können war einem Andern gegeben [...] das Warum konnte er sich nicht erklären“ (ABJ II, 229), „er konnte keinen Irrtum finden, nach Regel und Kunst hatte er gehandelt“ (ABJ II, 233). Im Gegensatz dazu sucht die bauerliche Bevölkerung die Erklärung für den Ausgang einer Krankheit an einem anderen Ort.

[...]die Menge sage namentlich bei solchen Krankheiten [hier: Typhus-epidemie] sehr selten: „Der oder jener Doktor ist geschickt oder ungeschickt in Behandlung der Krankheiten gewesen“, sondern „Der ist bsungerbar gffellig [hat besonders viel Glück] zu der Krankheit, jener aber bsungerbar ungfellig“ [hat besonders viel Unglück]; sie suchen also den Grund, dass einer mehr geheilt als der andere, weder in der größeren Kunst noch im bessern Fleiß oder Willen, sondern höher, und dieser Fingerzeig der Menge nach etwas Höherem sollte den Ärzten ebenfalls ein Fingerzeig sein. (ABJ II, 332/333)

Für die „Menge“ hat der Arzt mit der Behandlung einer Erkrankung Glück oder Pech. Sie führt seinen Erfolg oder Misserfolg nicht auf sein Geschick, sein Können oder seinen Einsatz zurück, sondern sieht eine höhere Macht dafür verantwortlich. Es gibt für die Bevölkerung keinen erklärbaren Zusammenhang zwischen Qualifikation des Heilers und dem Ausgang der Therapie. Diese altüberlieferte Haltung, die Elemente der Volksmedizin beinhaltet, nehmen auch die Nichtärztlichen Heiler ein und viele nützen sie aus. Gotthelf führt deren Praktiken denn auch als Beispiel für einen zu fatalistischen Zugang zur Krankenbehandlung an.

Die einen operieren durch Mittel, welche keinen äußern Zusammenhang mit der Krankheit zu haben scheinen, aber eine geheime, wunderbare Sympathie oder Antipathie, andere durch wirkliche Arzneimittel, deren Zusammenhang mit der Krankheit sie aber auch nicht kennen, nicht erklären, aber sie erklären es für gut in diesem Fall oder für jenes; sie nehmen eine besondere Kraft und Tugend in ihm an, aber sie wüssten nicht zu sagen, worin sie besteht. Daher untersuchen sie die Kranken nicht näher, sie rüsten das Mittel nicht besonders, sie individualisieren nicht, Mittel ist ihnen Mittel, sie teilen es aus höherem Auftrage und Gottes ist die Wirkung. Und wirkt es nicht, so hat Gott es nicht gewollt; der Quacksalber meint es gut, und das Mittel war gut, aber dem Herrn war das Wirken vorbehalten. So ist es gegangen bis dahin, und so wird es immer ärger werden, wenn ihr die Gefahr nicht zur rechten Zeit bemerket, wenn ihr Ärzte nicht achtet die Fingerzeige Gottes. (ABJ II, 247/248)

Wie der Pfarrer es schildert, können die Nichtärztlichen Heiler keinen rationalen Zusammenhang zwischen dem gewählten Heilmittel und der Krankheit angeben. Sie erspüren im Mittel vielmehr auf magisch zu nennende Weise eine „geheime, wunderbare Sympathie oder Antipathie“ oder nehmen eine „besondere Kraft und

Tugend“ an. Das Mittel teilen sie „aus höherem Auftrage“ aus, für dessen Wirkung machen sie Gott verantwortlich. Mit dieser Vorstellung treffen sie sich mit der Vorstellungswelt der ländlichen Bevölkerung. Der Pfarrer richtet sodann eine Warnung an die Ärzte, diese „Fingerzeige Gottes“ zu bemerken, den Abgrund zwischen Geist und Materie, Glauben und Vernunft zu überbrücken wenn sie nicht riskieren wollen, dass die Menschen weiterhin lieber Heilung bei den Pfuschern suchen. Er wendet sich gegen die rationalen Wissenschaften der Aufklärung und die sich entwickelnden Naturwissenschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die lediglich den Körper betrachten und die Seele nicht einbeziehen.

Denn sieh, mit der Wissenschaft ist es ganz anders gegangen als man es sich gedacht hat [...]. Die Wissenschaft ist bis an den dunklen Schlund gelangt, in welcher keine Leuchte leuchten will, wo aber doch die Hauptsache liegt, oder mit andern Worten: sie ist da angelangt, wo der Weg aus der Sonnseite der Natur sich umbiegt und an die Schattseite führt, aus dem Erklärbaren, durch die Sinne Wahrnehmbaren in die Tiefen des Naturgeheimnisses. (ABJ II, 248)

Im naturwissenschaftlichen Glauben der medizinischen Ärzte an die Berechenbarkeit und Beherrschbarkeit der Lebensvorgänge sieht der Pfarrer und auch Gotthelf einen Aberglauben, der an die „Schattseite“ der Natur, aus dem „Erklärbaren“ herausführt.¹⁴¹ Der Pfarrer bestreitet im Gespräch mit dem jungen Arzt einen in einem strengen Sinne rationalen Zusammenhang zwischen der Diagnose der Krankheit und deren Behandlung und zwischen der Behandlung und einer Heilung.¹⁴² Als Reaktion der Menschen auf den wissenschaftlichen Rationalismus und dessen Diskurse und die Ausklammerung des Glaubens aus der Medizin sieht er eine Hinwendung zur Religion, aber auch zum Aberglauben heranziehen: „Die Wahrsagerei wird wieder einträglich und die Menge gläubig; aus dem leichtfertig gewordenen Protestantismus flüchten die Menschen sich in die dunklen Hallen katholischer Münster“¹⁴³ (ABJ II, 248/249). Der Pfarrer

¹⁴¹ Vgl. Käser 1998, S. 125.

¹⁴² Vgl. Käser 1998, S. 102. Laut Käser setzt sich Gotthelf damit kritisch mit dem führenden Kliniker der Zeit, Johann Lukas Schönlein, auseinander, der von 1833-39 den Lehrstuhl für klinische Medizin an der Universität Zürich inne hatte. Schönlein vertrat mit der „rationalen Therapie“ ein System, „das zwischen der Beschreibung der Krankheitsbilder und der erprobten Wirkung von Heilmitteln und Therapien einen eindeutigen, sachlich begründeten, wiederholbaren Zusammenhang herstellt“, vgl. dazu Käser 1998, S. 125.

¹⁴³ Siehe grundlegend zum Verhältnis von Jeremias Gotthelf zum Katholizismus: Hildmann 2005.

wendet sich stellvertretend mit einem Appell an Rudi an alle Ärzte „aber in der alten Stellung zum religiösen Glauben des Volkes steht ihr noch, darum glaubt es nicht an euch, sucht Heil und Heilung anderwärts“ (ABJ II, 249). Der Pfarrer propagiert einen unmittelbareren, weniger wissenschaftlichen und damit für die Bevölkerung eine geringere Distanz schaffenden Zugang zur Krankheit.

Und wie schon gesagt, kommt ihr Ärzte immer mehr zum Bewußtsein, daß Wissen und Können nicht eins sind, daß ihr oft wisst und doch nichts könnt, und daß ihr manchmal könnt und doch nicht wisst wie und warum, und daß ihr euch, wenn ihr es schon nicht eingesteht, doch immer mehr nach solchen Mitteln, die man früher verachtete, umseht [...], deren Wirkung auf einem unmittelbaren Naturverhältnis zum kranken Körper beruht, welches aber nicht weiter erklärlich zu sein braucht. (ABJ II, 249)

Eduard Fueter schreibt in einem Brief an Gotthelf aus der Entstehungszeit des Romans von einer Kluft, die sich zwischen Arzt und Kranken auftue.¹⁴⁴

Dieser Riss wird täglich größer und trennt nicht nur die Naturforscher von den Laien, sondern auch im allgemeinen die sogenannten Aufgeklärten von den Ungebildeten.¹⁴⁵

Die Vernunft ist es, die sich trennend auswirkt. Der Pfarrer spricht vom „rohen Naturalismus am Krankenbette“ und der „Kunstprahlerei“ der Ärzte, die die Kranken „zu den Quacksalbern treiben“ (ABJ II, 219). Mit „Naturalismus“ bezeichnet er eine Art mechanistisches Verstehen der Krankheit, das nur körperliche Ursachen einbezieht. Damit spricht Gotthelf die moderne wissenschaftliche Medizin direkt an, die im Begriffe ist, die Humoralpathologie mit ihrem ganzheitlichen Verständnis von Gesundheit und Krankheit abzulösen. Dieses neue rationale Denken am Krankenbett widerspricht den – aus naturwissenschaftlicher Sicht veralteten – Denkformen der Menschen im ländlichen Raum und verletzt deren religiöses Gewissen.

Auf die Gegenrede Rudis, ob er „an den Betten der Kranken beten“ solle, „statt ihnen Mittel zu geben“ und kurzum „den Narren machen auf jegliche Weise“ (ABJ II, 249) antwortet sein Onkel und Pfarrer.

Man kann Glauben haben und zeigen, ohne Kopfhänger zu sein [...]. Aber das meine ich, daß man es euch ansehen soll am Krankenbette, daß ihr an eine höhere Macht glaubt, durch deren Willen euer Wirken bedingt ist, deren Verwalter ihr nur seid. Dann sei euer Wandel und Wesen so, daß der Kranke

¹⁴⁴ Vgl. im folgenden Cimaz 1998, S. 217.

¹⁴⁵ Cimaz 1998, S. 217.

das Vertrauen fassen kann, Gott brauche euch zu Mittlern zwischen ihm und den Menschen, sei mit seinem Segen bei euerm Wirken! Das ist eine Art von Glauben, welche lange verachtet ward von den Weisen dieser Welt; es ist aber doch der einzige, den der Arzt fordern darf, der nicht irrig ist, den er aber auch suchen muß, wenn nach den Zeichen der Zeit die Kranken sich nicht mehr und mehr von ihm ab und den Wunderdoktoren zuwenden sollen [...]. (ABJ II, 249)

Die modernen Ärzte sollen am Krankenbett ihren Glauben an Gott zeigen und damit deutlich machen, dass sie über eine Verbindung mit den göttlichen Kräften verfügen. Denn „[i]m Glauben der Menschheit liegt es gegründet, daß Gott Mittler wähle zwischen sich und den Menschen“ (ABJ II, 245). Es liegt im christlichen Glauben der Patienten, dass sie im Heiler diesen Mittler vorfinden wollen. Diese „Art von Glauben“ räumt der Pfarrer ein, sei „von den Weisen“, also den Aufklärern, lange verachtet worden, ein Arzt müsse diesen aber berücksichtigen, nicht zuletzt, damit er sich gegen die „Wunderdoktoren“ behaupten könne. Ein Kranker, der sich durch sein Leiden in einer existentiellen Situation befindet, kann einen Mediziner, der sich lediglich zum Glauben an sein Wissen bekennt „nicht als Werkzeug der Macht der Vorsehung“¹⁴⁶ betrachten, von dem er seine Rettung erwarten kann. Der Leidende, so macht der Pfarrer deutlich, darf „die Hülfe Gottes durch Vermittlung des Arztes erwarten“ (ABJ II, 245). Der ideale Arzt soll sein erlerntes Wissen am Patienten anwenden, dabei aber ausstrahlen, dass für den Ausgang der Behandlung Gott verantwortlich ist.¹⁴⁷ Die göttlichen Kräfte, die der Mediziner anerkennt, walten dadurch auch über dem Leidenden. Der ganze Mensch mit Leib und Seele kann sich darin geborgen fühlen.

Folgendes Vorwort gibt Gotthelf im ersten Teil des Romans zur Lektüre mit:

Wie wäre es, wenn die, welche den Leib, und die, welche die Seele doktern sollen, den andern ein Beispiel gäben und wieder einig würden, Hand in Hand dokterten? Die Hand dazu wäre geboten! (ABJ I, 396)

¹⁴⁶ Cimaz 1998, S. 217.

¹⁴⁷ Pierre Cimaz macht darauf aufmerksam, dass diese geistige Haltung eines Arztes derjenigen des Doktor Augustus in Adalbert Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters* entspricht. Vgl. Cimaz 1998, S. 219.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden, in Verbindung mit der Familie Bitzius. Hrsg. v. Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Jucker. Erlenbach/Zürich 1911-1977.

Jeremias Gotthelf: Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Erster Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1997.

Jeremias Gotthelf: Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Zweiter Teil. Volksausgabe in 18 Bänden. Zürich ²1993.

Sekundärliteratur

Bauer, Winfried: Jeremias Gotthelf. Ein Vertreter der geistlichen Restauration der Biedermeierzeit. Stuttgart 1975 (Studien zur Geschichte und Poetik der Literatur; Bd. 41).

Bieri, Stefan: Pfarrer, Prediger und Prophet – Jeremias Gotthelf als Theologe. In: Emil O. Bohnenblust, Fritz von Gunten, Gerhard Schütz (Hgg.): Gotthelf. Augenblicke. Beiträge zu Leben und Werk von Ulrich Knellwolf, Hanns Peter Holl, Walter Muschg u.a. Münsingen/Bern 1997, S. 58-65.

Böschstein, Renate: Mythos und Allegorie: Zur Eigenart von Gotthelfs Schreiben. In: Walter Pape (Hg.): Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf; mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 151-170.

Buess, Eduard: Jeremias Gotthelf. Sein Gottes- und Menschenverständnis. Zollikon/Zürich 1948.

- Cimaz, Pierre: Jeremias Gotthelf (1797-1854). Der Romancier und seine Zeit. Aus dem Französischen von Hanns Peter Holl. Tübingen, Basel 1998.
- Dellsperger, Rudolf: Gotthelf im Kontext der Schweizer Kirchen- und Theologieggeschichte. In: Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann (Hgg.): Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe. Tübingen 2006, S. 235-254.
- Dellsperger, Rudolf: Kirche in der „Springflut der Zeit“. Vier Reden von Albert Bitzios und Johann Peter Romang. Aus den Jahren 1844/45 und 1849. In: Rudolf Dellsperger (Hg.): Kirchengemeinschaft und Gewissensfreiheit: Studien zur Kirchen- und Theologieggeschichte der reformierten Schweiz: Ereignisse, Gestalten, Wirkungen. Bern, Berlin, Bruxelles u.a. 2001 (Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie; Bd. 71), S. 234-260.
- Egger, Irmgard: Diätetik und Askese. Zur Dialektik der Aufklärung in Goethes Romanen. München 2001 (Zugl.: Wien, Univ., Habil.-Schrift, 2000).
- Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Hrsg. v. Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp. Tübingen 1999.
- Fehr, Karl: Jeremias Gotthelf (Albert Bitzios). 2., durchges. u. erw. Aufl. Stuttgart 1985 (Sammlung Metzler).
- Fehr, Karl: Jeremias Gotthelf: Poet und Prophet – Erzähler und Erzieher - Zu Sprache, dichterischer Kunst und Gehalt seiner Schriften. Bern 1986.
- Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik: eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Aus dem Französischen von Walter Seittler. Frankfurt/M. ⁸2008.
- Fritz, Hubert: Die Erzählweise in den Romanen Charles Sealsfields und Jeremias Gotthelfs: zur Rhetoriktradition im Biedermeier. Bern, Frankfurt/M., München 1976 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Literatur und Germanistik; 151).

- Füllehorn, Ulrich: Besitzen als besäße man nicht. Besitzdenken und seine Alternativen in der Literatur. Frankfurt/M. 1995.
- Gerhard Gey: Die Armenfrage im Werk Jeremias Gotthelf. Zu einer Frühform christlichen sozialpolitischen und sozialpädagogischen Denkens und Handelns. Münster, Hamburg 1994 (Zugl. Trier, Univ.-Diss. 1994).
- Gotthelf. Augenblicke. Beiträge zu Leben und Werk von Ulrich Knellwolf, Hanns Peter Holl. Walter Muschg u.a. Hrsg. v. Emil O. Bohnenblust, Fritz von Gunten, Gerhard Schütz. Münsingen/Bern 1997.
- Gotthelf. Interdisziplinäre Zugänge zu seinem Werk. Hrsg. v. Peter Gasser, Jan Loop. Frankfurt/M. 2009.
- Guggisberg, Kurt: Jeremias Gotthelf als Theologe. In: Walter Laedrach (Hg.) Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten. Bern 1954, S. 121-136.
- Guggisberg, Kurt: Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben. Zürich, Leipzig 1939.
- Günther Werner: Neue Gotthelf-Studien. Bern 1958.
- Hahl, Werner: Götzen unter dem Hammer. Jeremias Gotthelfs kulturkämpferische Burleske „Der Geltstag“. In: Reto Sorg, Stefan Bodo Würffel (Hgg.): Gott und Götze in der Literatur der Moderne, München 1999, S. 117-139.
- Hahl Werner: Jeremias Gotthelf, der „Dichter des Hauses“: die christliche Familie als literarisches Modell der Gesellschaft. Stuttgart, Weimar 1993.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B.: Dialog und Didaxe in Gotthelfs Uli-Romanen. Mit einem Nachwort zur Mediendebatte. In: Romey Sabalius (Hg.): Neue Perspektiven zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz. Amsterdam 1997. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik; Bd. 40), S. 53-72.

- Hildmann, Philipp W.: Schreiben im zweiten konfessionellen Zeitalter. Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) und der Schweizer Katholizismus des 19. Jahrhunderts. Tübingen 2005.
- Holl, Hanns Peter: Gotthelf im Widerspruch. In: *Reformatio* 33, 1984, S. 345-349.
- Holl, Hanns Peter: Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution und Liberalismus in seinen Romanen. Tübingen 1985 (Studien zur deutschen Literatur; Bd. 85).
- Holl, Hanns Peter: Jeremias Gotthelf: Leben Werk Zeit. Zürich, München 1988.
- Huber, Lucie: Jeremias Gotthelfs Berner Predigten dogmatisch und homiletisch untersucht. In: *Zwingliana. Beiträge zur Geschichte Zwinglis, der Reformation und des Protestantismus in der Schweiz*. Bd. XI, 1959-1963, S. 24-152.
- Jarchow, Klaus: Bauern und Bürger. Die traditionale Inszenierung einer bäuerlichen Moderne im Werk Jeremias Gotthelfs. Frankfurt/M. 1989 (Hamburger Beiträge zur Germanistik; Bd. 12).
- Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe. Hrsg. v. Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann. Tübingen 2006.
- Jeremias Gotthelf, der Querdenker und Zeitkritiker. Hrsg. im Auftrag. des Collegium Generale v. Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann. Bern 2006.
- Juker, Bee: Wörterbuch zu den Werken von Jeremias Gotthelf. Erlenbach-Zürich 1972.
- Käser, Rudolf: Arzt, Tod und Text: Grenzen der Medizin im Spiegel deutschsprachiger Literatur, München: Fink, 1998 (Zugl.: Zürich, Univ.-Habil.-Schrift, 1996/97).

- Käser, Rudolf: Die kulturelle Bedeutung der Arzt-Patienten-Beziehung in literarischen Texten. In: Brigitte Ansfeld-Hafter (Hg.): Medizin und Macht. Die Arzt-Patienten-Beziehung im Wandel: mehr Entscheidungsfreiheit? Bern 2007, S. 175-194.
- Knauer, Bettina: Jeremias Gotthelfs „Geld und Geist oder die Versöhnung“. Die Bibel durch das Leben gelesen. In: Bettina Knauer (Hg.): Das Buch und die Bücher: Beiträge zum Verhältnis von Bibel, Religion und Literatur. Würzburg 1997, S. 69-87.
- Knellwolf, Ulrich: „Ein Mann des Wortes“: Grundzüge der Theologie Jeremias Gotthelfs. In: Hanns Peter Holl, Harald J. Wäber (Hgg): „...zu schreien in die Zeit hinein...“. Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzius (1797-1854). Bern 1997.
- Knellwolf, Ulrich: Gott, Mensch und Natur bei Jeremias Gotthelf. In: Reformatio 32. 1983, S. 284-288.
- Knellwolf, Ulrich: Gleichnis und allgemeines Priestertum. Zum Verhältnis von Predigtamt und erzählendem Werk bei Jeremias Gotthelf. Zürich 1990 (Zugleich Zürich, Univ. Diss. 1990).
- Kunz, Hildegund: Bildsprache als Daseinserschließung. Metaphorik in Gotthelfs „Geld und Geist“ und in „Anne Bäbi Jowäger“. Bern 1969 (Freiburg, Schweiz, Univ.-Diss.).
- Künzi, Hans: „Der liebe Gott macht oft etwas unsinnet“: Die Theologie im Werk Gotthelfs. Bern, Stuttgart 1997 (Schriften des Synodalarats der evangelisch-reformierten Kirchen Bern-Jura, H. 17).
- Lindemann, Klaus: Jeremias Gotthelf: Die Schwarze Spinne. Zur biedermeierlichen Deutung von Geschichte und Gesellschaft zwischen den Revolutionen. Paderborn u.a. 1983 (= Modellanalysen Literatur).
- Marti, Paul: Jeremias Gotthelf als Erzieher. In: Walter Laedrach (Hg.): Führer zu Gotthelf und Gotthelfstätten. Bern 1954, S. 105-121.

- von Matt, Peter: Der Diagnostiker unserer vernetzten Bosheit. Hinweis auf einen unbeschönigten Gotthelf. In: Emil O. Bohnenblust, Fritz von Gunten, Gerhard Schütz (Hgg.): Gotthelf. Augenblicke. Beiträge zu Leben und Werk von Ulrich Knellwolf, Hanns Peter Holl, Walter Muschg u.a. Münsingen/Bern 1997, S. 84-89.
- von Matt, Peter: Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz. München ³2010.
- Mettenleiter, Peter: Destruktion der Heimatdichtung. Typologische Untersuchungen zu Gotthelf – Auerbach – Ganghofer. Tübingen 1974.
- Meili, Dorothee: Gott – Mensch – Mitmensch. Zum Kaminfeuergespräch im Roman Anne Bäbi Jowäger von Jeremias Gotthelf. Zürich 1980 (Zürich, Univ.-Diss.).
- Müller, Carl: Jeremias Gotthelf und die Ärzte. Bern ²1963 (Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften Band 17).
- Müller, Dominik: Das „Volk“ in Gänsefüßchen. Zur Debatte über die Popularität Jeremias Gotthelfs. In: Hans Georg von Marburg (Hg.): Popularität. Zum Problem von Esoterik und Exoterik in Literatur und Philosophie. Ulrich Stadler zum 60. Geburtstag. Würzburg 1999, S. 73-91.
- Müller-Jost, Karl und Käti: Jeremias Gotthelfs Konstitution und Krankheit. Bern 1979.
- Müller-Salget, Klaus: Erzählungen für das Volk: evangelische Pfarrer als Volksschriftsteller im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Berlin 1984.
- Muschg, Walter: Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers. München 1967 (Unveränderter Nachdruck der 1951 erschienenen Ausgabe).
- Muschg, Walter: Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke. Bern 1954 (=DalpTaschenbücher Bd. 305).

Neuenschwander, Martin: Jeremias Gotthelf als Dichter der Ordnung. Zürich 1966 (Zürich, Univ.-Diss.).

Walter Nigg: Wallfahrt zur Dichtung. Zürich 1966.

Pape, Walter: „Ein Wort, das sich in seine Seele hakte“: Bild und Metapher bei Jeremias Gotthelf. In: Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hgg.): Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 131-150.

Pfotenhauer, Helmut: Literarische Anthropologie: Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Leitfaden des Leibes. Stuttgart 1987.

Pfotenhauer, Helmut: Um 1800: Konfigurationen der Literatur, Kunstliteratur und Ästhetik. Tübingen 1991.

Rusterholz, Peter: Gotthelf heute? Gotthelf und der Kirchenhistoriker Hagenbach. In: Peter Gasser, Jan Loop (Hgg.): Gotthelf. Interdisziplinäre Zugänge zu seinem Werk. Hrsg. v. Peter Gasser, Jan Loop. Frankfurt/M. 2009, S. 193-223.

Rusterholz, Peter: Gotthelfs Briefwechsel mit Josef Burkhalter und Karl Rudolf Hagenbach. In: Barbara Mahlmann-Bauer, Christian von Zimmermann (Hgg.): Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe. Tübingen 2006, S. 281-298.

Rusterholz, Peter: Gotthelfs „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“: Historischer Anlass und aktuelle Bedeutung. In: Walter Pape, Hellmut Thomke, Silvia Serena Tschopp (Hgg.): Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf. Mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 43-54.

Schings, Hans-Jürgen (Hg.): Der ganze Mensch: Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert; DFG-Symposium 1992. Stuttgart, Weimar 1994. (Germanistische-Symposien-Berichtsbände; 15).

- Schöne, Albrecht: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne. Göttingen 1968 (= Palestrina Band 226).
- Schweizer Literaturgeschichte. Hrsg. v. Peter Rusterholz, Andreas Solbach. Stuttgart, Weimar 2007.
- Schweizer Monatshefte. Für Politik Wirtschaft Kultur. Heft 10, Oktober 1997. (Dossier Jeremias Gotthelf, S. 19-37).
- Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Bd. 3: Die Dichter. Stuttgart 1980.
- Sengle, Friedrich: Zum Wandel des Gotthelfbildes. In: Ders. (Hg.): Arbeiten zur deutschen Literatur 1750-1850. Stuttgart 1965, S. 197-211.
- Spengeler, Anton: Jeremias Gotthelf. Von der politischen und religiösen Metamorphose zum dichterischen Refugium. Luzern 1975 (Zürich, Univ.-Diss.).
- Staiger, Emil: Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. Zürich ⁴1963.
- Störig, Hans Joachim: Kleine Weltgeschichte der Philosophie, 13., überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt/M. 1987.
- Strübin, Eduard: Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf. Basel 1959.
- Thomke, Hellmut: Gotthelfs „Konservatismus“ im europäischen Kontext“. In: Walter Pape (Hg.): Erzählkunst und Volkserziehung: das literarische Werk des Jeremias Gotthelf; mit einer Gotthelf-Bibliographie. Tübingen 1999, S. 227-242.

Utz, Peter: Gezügeltes Erzählen. Die beiden Fassungen von Gotthelfs „Der Mordiofuhrmann“. Ein Kalenderblatt zu Gotthelfs zweihunderstem Geburtstag. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Heft 4, 1997, S. 589-607.

Walther-Schneider, Margret: Gotthelfs „Winterreise“. Betrachtungen vor einer Landschaft in *Anne Bäbi Jowäger II*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft. 37. Jahrgang 1993, S. 271-287.

Wyrsch, Jakob: Der Arzt in der Schau von Jeremias Gotthelf. In Schweizer Medizinische Wochenschrift 52 1954, S. 1427-1433.

„...zu schreien in die Zeit hinein...“. Beiträge zu Jeremias Gotthelf/Albert Bitzios (1797-1854). Hrsg. v. Hanns Peter Holl, Harald J. Wäber. Bern 1997.

Zu Medizin

Ackerknecht, Erwin Heinz: Geschichte der Medizin. 4. durchgesehene Auflage von „Kurze Geschichte der Medizin“. Stuttgart 1979.

Brändli, Sebastian: Die Retter der leidenden Menschheit. Sozialgeschichte der Chirurgen und Ärzte auf der Züricher Landschaft (1700-1850). Zürich 1990 (Zugl. Zürich, Univ.-Diss. 1990).

Eckart, Wolfgang U.: Geschichte der Medizin. Berlin, Heidelberg u.a. 3. überarbeitete Auflage 1998.

Jütte, Erich: Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute. München, 1996.

Physiologie und Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Philipp Sarasin, Jakob Tanner. Frankfurt/M. 1998 (=Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 1343).

Porter, Roy: Geschröpft und zur Ader gelassen. Eine kleine Kulturgeschichte der Medizin. Zürich 2004.

Porter, Roy: Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute. Aus dem Englischen übersetzt von Jorunn Wissmann, mit einem Geleitwort von Dietrich von Engelhardt. Heidelberg. Berlin 2003.

Zu Theologie

Buess, Eduard: Die kirchlichen Richtungen. In: Karl Barth (Hg.): Theologische Studien. Heft 36 1953, S. 5-72.

Körtner, Ulrich H.J.: Reformiert und ökumenisch. Brennpunkte reformierter Theologie in Geschichte und Gegenwart. Innsbruck-Wien 1998 (=Salzburger Theologische Studien Bd. 7).

Handbuch der reformierten Schweiz. Hrsg. v. Schweizerischen Protestantischen Volksbund. Zürich 1962.

Hengartner, Thomas: Gott und die Welt im Emmental.: eine volkskundliche Untersuchung zur Entstehung, Ausbreitung und Gestaltung religiösen Lebens im Rahmen religiöser Sondergruppen. Bern 1995 (Sprache und Dichtung N.F. Bd. 41, Zugl. Bern, Univ.-Diss. 1980).

Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz. Im Auftrag eines Arbeitskreises hrsg. v. Lukas Fischer, Lukas Schenker und Rudolf Dellsperger. 2, korrigierte Auflage. Freiburg/Schweiz, Basel 1998.

Zu Geschichte

Geschichte der Schweiz – und der Schweizer. Bd. II. Entstanden unter der wissenschaftlichen Betreuung des „Comité pour une Nouvelle Histoire de la Suisse“. Red. d. dt. Ausgabe v. Beatrix Mesmer. Basel; Frankfurt/M. 1983.

Guggisberg, Kurt: Bernische Kirchengeschichte. Bern 1958.

Historisches Lexikon der Schweiz / Dictionnaire historique de la Suisse /
Dizionario storico della Svizzera. Hrsg. v. d. Stiftung Historisches
Lexikon der Schweiz (HLS). Chefred. v. Marco Jorio. [http://www.hls-dhs-
dss.ch](http://www.hls-dhs-dss.ch), zuletzt aufgerufen am 30.12.2012.

Maissen, Thomas: Geschichte der Schweiz. Baden 2010.

Siffert, Erich: Die Pocken im Kanton Bern während des 18. und 19. Jahrhunderts.
Bern 1993 (Univ. Bern, Lizenziatsarbeit). Auch zugänglich unter
<http://www.siffert.ch/liz/titel.html>, zuletzt aufgerufen am 12.12.2012.

Anhang

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit untersucht die Verschränkung der Diskurse der Medizin und Theologie bei Jeremias Gotthelf. Primäre Textgrundlage ist der 1843 und 1844 erschienene zweibändige Roman *Wie Anne Bäbi haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht*. Das Werk, ursprünglich als kurze Aufklärungsschrift im Auftrag der Sanitätskommission des Kantons Bern gegen das Kurpfuscherwesen geplant, ist schließlich als zweibändiger Roman ausgeführt worden. Im Kontext umfassender politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Umbrüche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt der Roman den Stellenwert der Religion und die Auswirkungen der Fortschritte in Medizin und Naturwissenschaften auf die Menschen. Der protestantische Pfarrer Gotthelf bildet dabei die theologischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Diskurse der Zeit ab und kontrastiert sie mit den Anschauungen der bäuerlichen Bevölkerung, in deren Umfeld der Roman angesiedelt ist. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird die ärztliche Ausbildung akademisiert, die bis dahin im ländlichen Raum üblichen Handwerkschirurgen und Wundärzte werden durch die wissenschaftlichen Ärzte abgelöst. Die Humoralpathologie und die überlieferte Volksmedizin beginnen, ihre Bedeutung einzubüßen, die Medikalisierung der Landbevölkerung setzt ein. Zentrale Fragestellung des Romans ist vor diesem Hintergrund diejenige nach den Gründen, warum die ländliche Bevölkerung die Nichtärztlichen Heiler den wissenschaftlich ausgebildeten Ärzten in großem Ausmaß vorzieht. Am Beispiel der Pockenbehandlung und der Pockenimpfung wird der Konflikt einer vormodernen Gesundheits- und Krankheitsauffassung mit den sich etablierenden wissenschaftlichen Medizinkonzepten dargestellt.

Jeremias Gotthelf erkennt in der Beliebtheit der Nichtärztlichen Heiler religiöse Gründe. Die Kurpfuscher stehen der bäuerlichen Bevölkerung soziokulturell näher, sie haben ähnliche Krankheits- und Gesundheitsauffassungen und beziehen den Glauben in ihre Behandlungen ein. Die akademischen Ärzte als Vertreter der sich etablierenden Naturwissenschaften trennen Medizin und

Religion, Vernunft und Gefühl, Leib und Seele, dies unterscheidet sie von ihren ländlichen Patienten. Die gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele ist eine Konstante im Text, die zeitgenössische Anthropologie mit ihrem Leib-Seele-Diskurs findet im Roman *Anne Bäbi Jowäger* ihren Niederschlag. Neben medizinischen stellt Gotthelf einen geistlichen Pfuscher in Gestalt eines Vikars dar, dieser ist ein Anhänger der in den 1830/40er Jahren modernsten protestantischen Strömung, der Erweckungsbewegung. Mit seinem neupietistischen Bekehrungseifer treibt er die Titelfigur Anne Bäbi zu zwei Selbstmordversuchen. Genauso wie in der rationalistischen Naturwissenschaft erkennt Gotthelf das Übel im unbedingten Glauben an ein System, das nicht den Menschen einbezieht.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Eva Gutknecht
E-Mail	egut@gmx.at
Geburtsdatum	10.5.1968
Geburtsort	Merlach, Schweiz
Staatsbürgerschaft	schweizerische

Schulen

1974 - 79	Primarschule Schulkreis Ried
1979 - 83	Sekundarschule Kerzers
1983 - 84	10. Schuljahr, Feusi-Schulen in Bern
1984 - 88	Gymnasium Gambach, Freiburg, Schweiz, abgeschlossen mit Eidgenössischer Matura

Universität

1989 - 91	Studium der Germanistik und der Geschichte an der Universität Bern
ab 1991	Studium der Deutschen Philologie, Slawistik (Russisch) und Sprachwissenschaft an der Universität Wien (unterbrochen durch Arbeitstätigkeit)

Berufliche Tätigkeit (Auswahl)

seit 2004	Mitarbeiterin der Abteilung für Stipendien und Preise, Österreichische Akademie der Wissenschaften
2000 - 2003	Technischer Support für Kommunikationsendgeräte für Siemens Schweiz AG, telefonisch und per E-Mail auf Deutsch, Französisch und Italienisch in Wien und Hollabrunn
1998 - 2000	Tätigkeit im Research (Datenerfassung, Datenbereinigung) und im Marketing beim Konferenzveranstalter Institut for International Research, Wien
1997 - 98	Mitarbeit bei der Skriptenerstellung und Korrekturlesen von wissenschaftlichen Arbeiten am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie, Universität für Bodenkultur Wien
1994 - 96	auf 2 Monate befristete Vertretung der Chefsekretärin im Klangforum Wien, danach regelmäßige Mitarbeit in der PR-Abteilung
1989 - 93	Anstellung in der Computerschule Digicomp als regelmäßige Urlaubsvertretung der Leiterin der Geschäftsstelle Bern

1990 - 91 Dateneingabe in der Clearingzentrale der Vereinigten Schweizerischen Regionalbanken in Bern im Ausmaß von 15 Wochenstunden

Sprachen

Deutsch	Muttersprache
Französisch	sehr gute Kenntnisse
Englisch	sehr gute Kenntnisse
Russisch	gute Kenntnisse
Italienisch	gute Kenntnisse